1,60 DM / Band 241
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

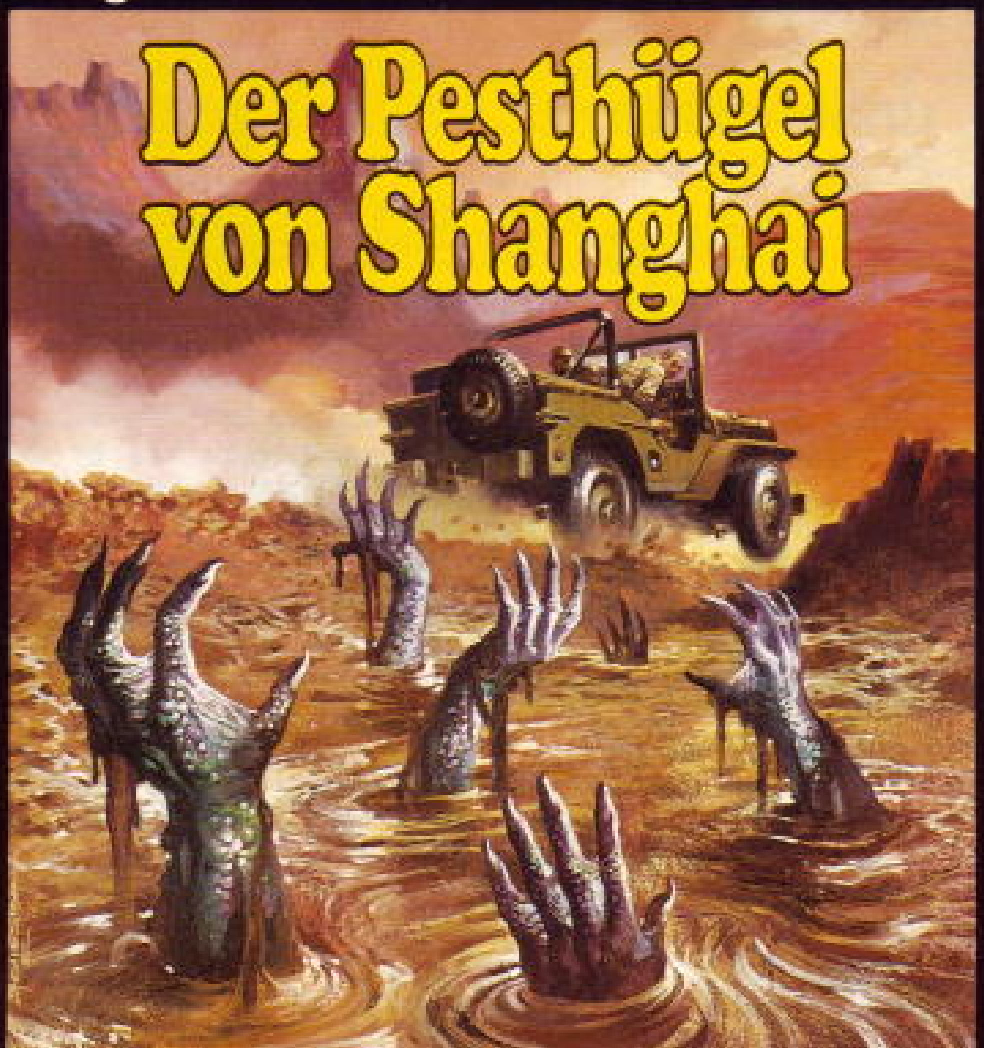
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Pesthügel von Shanghai

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 80



Der Pesthügel von Shanghai

John Sinclair Nr. 241

von Jason Dark

erschienen am 15.02.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Pesthügel von Shanghai

Als die Pest das Land heimsuchte, starben Tausende von Menschen. Der Kaiser und seine Getreuen suchten nach Möglichkeiten, der Flut von Toten Herr zu werden. Sie verbrannten die Menschen. So zogen Horden durch das Land, die die Leichen auf Scheiterhaufen warfen, und über einem Teil des chinesischen Reiches zogen dunkle Wolken auf.

Aber nicht alle wurden verbrannt. Viele Pestkranke wurden lebendig in die Sümpfe geworfen. Diese Unmenschlichkeit sollte sich irgendwann rächen…

Der Himmel hatte eine seltsame Farbe angenommen. War er vorhin noch hell gewesen, so zeigte er jetzt ein verwaschen wirkendes Grau, in das sich gelbe, lange Streifen mischten, als wären hinter der grauen Wand einige Taschenlampen eingeschaltet worden.

Zuerst fiel Ryan O'Casey die Veränderung gar nicht auf. Er war zu sehr mit sich selbst und der Fahrerei beschäftigt, denn es war wirklich kein Kinderspiel, den Jeep über den alten Knüppeldamm zu balancieren.

Und einem Balanceakt glich diese Fahrerei schon. Der Damm bestand aus Holzbohlen, die in den harten darunterliegenden Lehm fest integriert waren, sich jedoch im Laufe der Zeit verschoben hatten, so daß sie an einigen Stellen wie Klötze hervorstachen oder gesplittert waren.

Man mußte schon einen Jeep besitzen, um den Knüppeldamm überhaupt passieren zu können. Außerdem fuhren die Einheimischen höchstens mit Fahrrädern darüber. Wer sich den Luxus leistete und es mit einem Fahrzeug probierte, kam entweder von der Partei oder war ein Fremder aus Europa.

Ryan O'Casey stammte aus diesem fernen Kontinent. Er war in London geboren, seine Eltern hatte es aber nach Hongkong verschlagen, wo O'Casey auch aufwuchs und nach seiner Schule als Kaufmann in einer Firma begann, die sich auf die Ausfuhr von Seide spezialisiert hatte. O'Casey war ein Mensch, der sich gut auf die Gegebenheiten des fernen Asien einstellen konnte. Er kam mit den Leuten zurecht und hatte sich nicht gescheut, auch Chinesisch zu lernen. Er beherrschte drei Dialekte, für einen Europäer wirklich außergewöhnlich. Das hatten auch seine Chefs erkannt. Da er zudem noch kaufmännisches Geschick besaß, avancierte er zum Verkaufsleiter der Firma und wurde in das benachbarte Rotchina geschickt, um die geschäftlichen Kontakte zu intensivieren. Seide war nach wie vor ein begehrter Artikel, und Ryan O'Casey war es unter großen Mühen gelungen, die Kontakte zu den rotchinesischen Geschäftspartnern so auszuweiten, daß die Chinesen ihn als Geschäftspartner akzeptierten.

Nach dem Tod des großen Mao hatte man im Land der Mitte sowieso umdenken müssen, um überleben zu können. Die Schranken zum Ausland hin wurden ein wenig geöffnet, man ließ amerikanischen und europäischen Einfluß ins Land, und einer großen deutschen Autofirma war es sogar gelungen, eine Filiale ihres Sterns in China einzurichten.

Ryan O'Casey profitierte von dieser Öffnung nach außen. Seine Geschäfte liefen gut. In der Gegend von Shanghai besaß er ausgezeichnete Kontakte zu den chinesischen Seidenraupenzüchtern. Er teilte ihnen seine Wünsche mit, sie richteten sich danach, und über eine Genossenschaft wurde dann verkauft.

Beide Seiten zeigten sich zufrieden, und auch beide Seiten waren an einem Ausbau interessiert.

Wegen der guten Geschäfte nahm Ryan O'Casey auch gern die Fahrt über den Knüppeldamm in Kauf, ließ sich durchschütteln und kümmerte sich auch nicht um die Landschaft rechts und links des Damms.

Sie gehörte zu einer Gegend, die man als unheimlich bezeichnen konnte.

Flach wie ein Brett war sie. Dazu schimmerte sie braun wie ein aufgefurchter Acker. Hin und wieder schmatzte es, stiegen Blasen hoch, zerplatzten und entließen Gase, die fürchterlich stanken.

Ein Sumpf befand sich hier.

Aber ein Sumpf mit Toten!

Vor langer Zeit hatte die Pest in diesem Landstrich gewütet.

Tausende waren gestorben. Viele hatte man verbrannt, einige auch kurzerhand in die Sümpfe geworfen, und die braune Erde hatte sie schmatzend verschlungen.

China, ein Land reich an Geschichten, hielt auch für die Gegend eine entsprechende Sage bereit. Man sagte, daß die Toten im Sumpf gar nicht tot waren, sondern in der unheimlichen Tiefe lauerten, um zurückzukehren, damit die Pest abermals über das Land und die Stadt Shanghai herfallen konnte.

Deshalb nannte man diese Gegend auch die Pesthügel von Shanghai.

Ryan O'Casey kannte die Geschichten, man hatte sie ihm oft genug erzählt.

Er hütete sich, bei seinen Gastgebern darüber zu lachen oder auch nur zu lächeln, denn er wußte, wie empfindlich die Chinesen reagierten, wenn ein Fremder ihre Sagen und Märchen ablehnte.

Ein paarmal schon hatte er sein Gesicht verzogen, wenn der Jeep über die Lücken im Damm gefahren war. Da hatte das Fahrzeug jedesmal einen Schlag bekommen, der auch O'Casey durchschüttelte und seine Zähne aufeinanderprallen ließ.

Freiwillig hätte er den Weg nicht übernommen, aber sein Job ließ keine Alternative zu. Er mußte zu den Leuten und die Geschäftsinteressen ankurbeln.

Über mehrere Meilen hinweg zog sich der Damm. In China, diesem gewaltigen Land, eine ziemlich kurze Distanz. O'Casey, als Europäer, würde sich wohl nie an die langen Wege gewöhnen können, und er konnte auch die Einheimischen nicht verstehen, die mit den Rädern über den Knüppeldamm fuhren.

Sonst waren ihm immer Menschen begegnet. Jetzt allerdings nicht. Und das wunderte ihn.

Leer wie ein schwarzes breites Band lag der Damm vor ihm, und er schien hineinzustoßen in die grauen Wolken mit den helleren gelben

Streifen. Die Wolken mußten dort liegen, wo sich auch das Dorf befand. Es hatte einen so schwer auszusprechenden Namen, daß O'Casey ihn fast immer vergaß und erst in seinen Unterlagen nachschauen mußte, wo er den Namen notiert hatte.

Er hoffte auf gute Geschäfte. Man hatte ihm Bescheid gegeben, daß er sich die neue Seide anschauen konnte. Wenn sie ihm gefiel, würde er einen Ballen zur Probe kommen lassen.

Die Luft gefiel ihm überhaupt nicht. Sonst wehte über dem Knüppeldamm ein steifer Wind, der jedoch schien heute eingeschlafen zu sein, denn Ryan spürte nur den Fahrtwind, der seine Haare aufwühlte und auch den Gestank aus dem Sumpf zu ihm in den offenen Wagen wehte.

Es war ein seltsamer Geruch.

Widerlich zu nennen. Es roch zwar wie immer nach Fäulnis und Verwesung, aber dazwischen mischte sich ein anderer Gestank, der überhaupt nicht herpaßte.

Ein paarmal schon hatte Ryan O'Casey seine Nase hochgezogen, denn der Gestank gefiel ihm überhaupt nicht. O'Casey hatte mal eine Beerdigung besucht, wo die Toten lange in der Sonne aufgebahrt waren, diese toten Leiber hatten ähnlich gerochen wie hier.

Pest!

Auf einmal fiel ihm der Begriff wieder ein. Rechts und links des Damms lagen die Pesttoten in der sumpfigen, braunen Erde.

Vielleicht waren sie es, die so stanken, obwohl sie hier schon über 200 Jahre ruhten.

Aber hatten die Einheimischen nicht von den Pesttoten erzählt, die angeblich nicht tot sein sollten?

Ein kaltes Grinsen überzog das Gesicht des 37jährigen Mannes mit den braunen Haaren, als er daran dachte. Lebende Tote, die gab es wohl nicht, höchstens in Horrorromanen und Gruselfilmen.

Der Gestank störte ihn.

Je weiter er fuhr, um so intensiver wurde er. Obwohl Ryan nicht daran glaubte, ließ er seine Blicke dennoch hin und wieder zu den Seiten schweifen und schaute rechts und links über die Pesthügel.

Hügel wurden sie deshalb genannt, weil das Gelände ziemlich hoch lag, und der Knüppeldamm teilte es in zwei Regionen.

Die Dunkelheit nahm zu. Ryan glaubte, daß sich die düsteren Wolken immer mehr der Erde entgegensenken würden und die langen gelben Streifen auf den braunen Boden zu beiden Seiten des Damms tupften.

Er mußte jetzt langsamer fahren. Der Bau des Dammes zwang ihn dazu, denn hier gab es Stellen, wo der Untergrund noch weniger in Ordnung war. Lücken zwischen den einzelnen Bohlen. Die Reifen mußten sich durchwühlen, und das schwere Profil schleuderte dabei braune Erde hoch.

Der Wagen bockte wie ein störrischer Esel. Hochgeschleudert wurde Ryan O'Casey von seinem Sitz. Er umklammerte das Lenkrad krampfhaft. Es sollte ihm auf keinen Fall durch die Stöße aus der Hand geschlagen werden.

Der Jeep wurde bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit strapaziert. Wieder einmal fluchte der Fahrer. Dies war der Augenblick, als er seinen Job verwünschte.

Dann sah er einen besonders tiefen Riß, der beim letzten Mal noch nicht dagewesen war. O'Casey, dem man eine gewisse Fahrroutine nicht absprechen konnte, kannte auch seine Grenzen und vor allen Dingen die des Wagens.

Da kam er nicht rüber.

Er fuhr langsamer und bremste stotternd. Dabei glitt sein Blick auch nach rechts über die Grenze des Knüppeldamms hinweg, und er glaubte zu sehen, daß die sonst ruhig daliegende Erde sich an einigen Stellen bewegte.

Ryan stoppte.

Seine Stirn hatte er in Furchen gelegt. Unter den Achseln war er schweißnaß, die Khakikleidung klebte an seinem Körper, und mit der Zungenspitze fuhr er über die salzigen Lippen.

Da stimmte doch was nicht.

Da er stand, merkte er, wie windstill es eigentlich war. Zudem platzte dort, wo er die Bewegung im braunen zähen Schlamm gesehen hatte, eine gewaltige Blase, und der Pesthauch von Tod und Verwesung wurde genau auf ihn zugeweht.

Der Leichengestank war so penetrant, daß er sich die Nase zuhalten mußte. Er atmete auch nicht durch den Mund, denn er hatte Angst, sich übergeben zu müssen.

Das ging nicht mit rechten Dingen zu.

Ryan O'Casey stieg aus. Jetzt wollte er genau wissen, was zu beiden Seiten des Damms vor sich ging, denn auch links von ihm bewegte sich der braune Sumpf.

An die alten Sagen und Legenden wollte er auf keinen Fall glauben. Er suchte und fand eine andere Erklärung für diese Bodenbewegungen. China war in den letzten Jahren von schweren Erdbeben geschüttelt worden. Vielleicht hatte es tief im Innern des Landes wieder ein solches Beben gegeben, so daß dessen Ausläufer sogar das Gebiet um Shanghai und damit den Sumpf erreichten.

Also hatte das Leben und Bewegen des Sumpfes eine natürliche Ursache, und seine Furcht verschwand allmählich. Sie machte einer gesunden Neugierde Platz.

O'Casey trat bis dicht an den Rand des Knüppeldamms und schaute nach unten.

In einer schiefen Ebene verlief der harte, getrocknete Lehm.

Tausende von Händen hatten ihn festgeklopft. Der Damm, das wußte er, war durch Menschenhand errichtet worden, wie auch die gewaltige Chinesische Mauer, die sogar von Astronauten auf ihren Weltraumreisen erkannt worden war.
Hinter der Abstützung schwappte der Sumpf. Er bewegte sich, und es war ein träges Zittern, das durch ihn lief. Er lag nie ruhig da, irgend jemand schien von unten her gegen ihn zu drücken und das gesamte Gebiet in Wallung zu bringen.
Es war ein unheimliches Bild, das Zittern pflanzte sich fort. An der Art glaubte Ryan, daß es sich dabei tatsächlich um die auslaufenden Wellen eines Erdbebens handelte.
Und doch gab es da einige Ungereimtheiten. Er konnte sie gut beobachten, denn nicht weit von seinem Standort entfernt, stieg eine dicke Blase aus dem Boden.
Sie war durchsichtig, obwohl die Haut bräunlich schimmerte und sich auch in ihrem Innern Tropfen gebildet hatten, die der Erde entgegenliefen.
Ryan erkannte unter ihr einen Krater.
Das war seltsam. Wie konnte die Blase aus dem Krater gestiegen sein? Eine Antwort auf diese Frage gab er sich nicht mehr, denn die Blase reagierte.
Mit einem dumpfen »Plopp« zerplatzte sie.
Unwillkürlich zuckte der Engländer zurück, denn feine Tröpfchen wurden nach allen Seiten weggeschleudert, und sie verschonten auch sein Gesicht nicht.
Sie brannten auf seiner Haut, als wäre es eine Säure, und er wischte sie mit dem Handrücken ab.
Der Krater war geblieben.
Nicht sehr tief, Ryan konnte hineinschauen, und was er sah, ließ ihn an seinem Verstand zweifeln.
Aus der Tiefe des Kraters drang etwas an die Oberfläche, das in einen Alptraum gehörte, aber nicht in die Wirklichkeit.
Es war eine Hand!

***

Wirklich eine Hand?
Ryan stand wie angewurzelt auf der Stelle und stierte auf die gewaltige braune Klaue, die in ihrer Farbe eher den Ästen eines Baumstamms glich, von dem kleinere Zweige abzweigten, eben die Finger der Hand.
Knorrig und unbeweglich schob sie sich aus dem Boden. Die Nägel waren spitz, vielleicht lag es auch an den langen Fingern, über die der braune Schlamm aus der Tiefe in Richtung Arm rann.
Für Ryan O’Casey, den nüchtern denkenden Kaufmann, brach eine

Welt zusammen. Mit so etwas hatte er nicht gerechnet, plötzlich dachte er anders über die alten Legenden der lebenden Pesttoten, sie schienen doch zu stimmen, denn was er hier mit eigenen Augen sah, war der nackte kalte Horror und unbegreiflich für ihn.

Er schüttelte sich.

Seine Lippen formten Worte, die außer ihm keiner hörte. Schritt für Schritt wich er zurück. Der Blickwinkel veränderte sich, und er konnte die Hand nicht mehr sehen.

Dafür entdeckte er andere, die weiter von der ersten entfernt aus dem Boden gestiegen waren.

Braune Klauen, manche mit einem grünlichen Schimmer versehen. Jedenfalls sah es in den seltsamen Strahlen der hinter der grauen Wand stehenden Sonne so aus.

Ryan O'Casey schlug die Hände vor sein Gesicht und taumelte rückwärts. Er achtete nicht so sehr, wohin er ging, stolperte mit der Hacke über aus dem Boden ragende Bohlen und fiel rücklings gegen seinen Jeep.

Diese Berührung schreckte ihn auf. Er schüttelte den Kopf, atmete hastig, drehte sich um und merkte plötzlich, wie der Wagen mit seiner Schnauze nach vorn sank.

Für einen Moment blieb der in Hongkong lebende Engländer stehen. Er wußte selbst nicht, was das alles bedeutete, aber von allein kippte der Jeep bestimmt nicht nach vorn. Nein, daran mußte jemand die Schuld tragen.

Wie auf rohen Eiern, so zittrig und vorsichtig schritt er an der rechten Seite seines Wagens vorbei, um dorthin zu gelangen, wo dieser seltsame Vorgang geschah.

Er wagte kaum hinzusehen, riß sich dann zusammen und schaute über die Kühlerhaube.

Seine Augen weiteten sich vor Schreck. Die Adern unter seiner dünnen Haut am Hals zuckten, denn aus der dunklen Erde zwischen den beiden Bohlen ragten zwei Hände.

Gewaltige, braune Klauen, die sich an dem Schutzgitter des Wagens festgeklammert hatten und das Fahrzeug in die Tiefe zerren wollten. Aber das war nicht alles.

Ryan sah Schultern und einen Kopf!

Es war ein widerlicher Schädel, ein grausames Etwas, das zwischen den beiden Schultern aufragte. Braun in der Farbe, eingetrocknet, die Proportionen verschoben, das Zerrbild eines normalen Gesichts, aber mit Augen, die seltsam grün leuchteten.

Mörderisch grün.

Das war es, was ihn zusätzlich erschreckte. In diesen Augen lag überhaupt kein Gefühl, und die aus dem braunen Schlamm ragenden, gierigen Klauen dachten nicht im Traum daran, das Schutzgitter des

Jeeps loszulassen, im Gegenteil, sie wollten den gesamten Jeep in die unheimliche Tiefe zerren und ihn kurzerhand verschlingen.

Es dauerte seine Zeit, bis Ryan O'Casey begriff, in welch einer Gefahr er schwebte, aber er reagierte genau richtig und sagte sich, daß es für ihn, wollte er dem Unheil entkommen, nur eine Möglichkeit gab, nämlich die Flucht.

Noch war es dem aus dem Sumpf steigenden Untier nicht gelungen, den Jeep völlig in die braune Tiefe zu zerren. Und dieses Wesen sollte es auch nicht schaffen, dafür wollte Ryan sorgen.

Er mußte nur sein Entsetzen abschütteln, durfte einfach nicht mehr daran denken, in welch einer Gefahr er schwebte. Er achtete auch nicht auf die Umgebung, als er zu seinem Jeep hastete und sich hinter das Lenkrad warf.

Der braune Sumpf lebte jetzt.

Überall krochen die schrecklichen Gestalten aus der Erde.

Lebende, grausame Monstren, Untote, Geschöpfe der Finsternis, schrecklich anzusehen und programmiert auf Mord.

Der braune Sumpf lebte.

Die grauen Wolken waren jetzt so tief gesunken, daß sie den Boden fast berührten. Sie schienen eine Kraft auszuströmen, die das in der Erde lauernde Unheil weckte.

Das Grauen kam.

Was die Jahrhunderte im Boden geschlummert hatte, war nicht mehr aufzuhalten.

Der Atem des Mannes ging hektisch. Seine Augen zeigten einen starren Ausdruck. Er spürte, wie sein Wagen schwankte, wie er immer mehr nach vorn gezogen wurde, und für ihn wurde es höchste Eisenbahn. Der Zündschlüssel steckte noch. Eine halbe Umdrehung reichte, und der Motor sprang an.

Er lief zwar unruhig, sogar stotternd, und der Mann mußte sich ungemein zusammenreißen, um nicht die Nerven vollends zu verlieren. Der Rückwärtsgang klemmte ein wenig. Er schimpfte auf den Wagen und auf China, denn er hatte sich ihn in Shanghai geliehen, und in diesem Land an ein Auto zu kommen, glich schon einem kleinen Wunder. Normalerweise hätte das Fahrzeug längst überholt werden müssen, das jedoch war vorerst noch ein Ding der Unmöglichkeit.

Nach dem dritten Versuch hatte er es endlich geschafft. Der Gang war drin.

Dann zurück.

Da drehten die Reifen durch, denn vorn hing noch immer die verdammte Moorbestie aus dem Pesthügel, und die hatte Kraft.

Auf dem Gesicht des Mannes sammelten sich die Schweißperlen.

Er fluchte auf das Land, auf seinen Wagen, keuchte und gab Gas.

Die Räder wollten nicht so schnell packen, Dreck spritzte hoch. Zu beiden Seiten des Wagen flogen die Stücke weg, vorn wippte der Jeep und wurde von dem Gewicht des Monstrums immer hart auf die Achse geschlagen.

Es war ein verbissener Kampf, den der Mann führte. Ein Kampf ums nackte Überleben, den er einfach gewinnen mußte.

Sekunden wurden für ihn zu kleinen Ewigkeiten. Auf dem alten Knüppeldamm kämpfte er um sein Leben, während ihn die unsichtbaren Wolken eines bestialischen Leichengeruchs umwehten.

Die Pesttoten wollten ihr Opfer.

Plötzlich ein gewaltiger Ruck.

Er war frei!

Fast hätte Ryan O'Casey aufgejubelt. Er starrte durch die Scheibe und sah die bis zur Körpermitte aus dem Sumpf unter den Bohlen hervorgebrochene Bestie, wie sie die braunen Arme ausgestreckt hatte und mit den Nägeln der spitzen Finger das Holz aufkratzte.

Die Augen glühten in diesem unheimlichen Grün, innerhalb des Kopfes existierte sogar ein Mund, ein dunkles Loch, aus dem eine widerliche, faulige Geruchswolke strömte.

Der Ruck oder das plötzliche Freikommen hatte auch seine Nachteile, die Ryan O'Casey sehr schnell zu spüren bekam. Er wurde schräg nach hinten katapultiert, geriet auf den Bohlen ins Rutschen und kam mit beiden Hinterrädern über die Abgrenzung.

Er spürte noch den Schlag, dann kippte der Wagen zurück.

Vor Angst, Enttäuschung und Wut schrie Ryan O'Casey auf. Er klammerte sich an das Lenkrad, als wäre es seine letzte Rettung. Das jedoch konnte ihm auch nicht mehr helfen, ebenso wenig wie der Wagen. Wenn er den Bestien entkommen wollte, dann nicht mehr mit dem Fahrzeug, sondern zu Fuß.

Das erkannte er trotz der Panik, die ihn beherrschte. Und ein Monstrum, es war das, das schon seinen Wagen vorn festgehalten hatte, kletterte jetzt aus dem Raum zwischen den Bohlen und richtete sich langsam auf.

Eine grauenhafte Horrorgestalt. Zum erstenmal sah sie der Mann in Lebensgröße, und er erschrak heftig, denn das Monstrum war so groß wie er, nur breiter in den Schultern.

Das Moor- oder Sumpfwasser rann noch an der Gestalt nach unten und hinterließ eine glänzende Spur.

Etwa behäbig, aber dennoch zielstrebig setzte sich das braune Untier in Bewegung, die grünen Augen dabei starr auf den Jeep und den Fahrer fixiert.

Bevor Ryan O'Casey ausstieg, fiel sein Blick zufällig so in den Innenspiegel, daß er sein Gesicht sehen konnte.

Zum zweitenmal erschrak er.

Ryan sah aus wie ein Aussätziger!
Die gesamte Haut war über und über mit Pusteln bedeckt, die an den Spitzen gelblich schimmerten und an winzige Eiterbeulen erinnerten. Es gab keinen Flecken seiner Haut, der nicht von diesem gräßlichen Ausschlag in Mitleidenschaft genommen war, und Ryan O'Casey erschrak bis ins Mark. Angst und Panik stahlen sich in seinen Blick. Das Wissen, ein Verlorener zu sein, machte ihn fast wahnsinnig.
Trotzdem dachte er daran, wie die Blase geplatzt war und ihn übersprühte.
Die Folgen sah er in seinem Gesicht.
Pest!
Verdammt, das mußte die Pest sein! Als ihm dieses in den Sinn kam, begann er zu schreien. Und er schrie so laut, daß es weit über den Damm hallte, doch da war niemand, der ihn hörte. Die Schreie verklangen und verebbten schließlich.
Das Monstrum, das an seinem Jeep gezerrt hatte, tauchte wie ein Stück lebender Baumstamm vor dem Fahrzeug auf. Den rechten, armähnlichen Gegenstand hatte es erhoben, die meisten Sumpfrückstände waren an seiner Gestalt abgelaufen und bildeten dicke Klumpen auf den Holzbohlen des Knüppeldamms.
Der Mann im Jeep konnte ein wenig von der eigentlichen Gestalt des Wesens erkennen. Unter dem Schlamm befand sich eine etwas dunkle Haut, ebenfalls übersät mit den Beulen und Geschwüren, die er auch in seinem Gesicht entdeckt hatte.
Nur waren sie bei dem Monstrum größer. Fast wie Geldstücke…
Der Tod griff nach Ryan O'Casey.
Die Faust schien heranzufliegen. Der eine Schlag reichte, um die Frontscheibe des Jeeps zu zerstören. Die Splitter bildeten einen gläsernen Regen, denn die Scheibe bestand nicht aus Kunststoff wie bei manchen dieser Geländewagen.
Unwillkürlich duckte sich O'Casey und bekam aus diesem Grunde nicht mit, wie sich der lebende Tote an der linken Seite des Fahrzeugs vorbeibewegte und schon die Tür erreicht hatte.
Seine Klaue fand zielsicher den Griff.
Mit einem gewaltigen Ruck riß er die Tür auf, wuchtete sie nach außen und hatte nun freie Bahn.
Genau in dem Augenblick, als Ryan wieder hochkam, schnappte das Monstrum zu.
Ein Griff hart wie Stahl.
Es erwischte den in Hongkong lebenden Engländer im Nacken. Er schrie noch voller Verzweiflung, versuchte sich auch gegen den Griff zu stemmen, doch seine Bemühungen blieben erfolglos. Er besaß nicht die Kraft, um gegen dieses Wesen anzukommen.
Es schleuderte ihn in die Höhe.

Mit dem Kopf stieß O'Casey gegen die Dachkante. Er spürte einen schneidenden Schmerz, der seine Schädeldecke wegreißen wollte, dann fiel er aus dem Wagen und wurde auf die harten Planken geschleudert, wo er sich von der Wucht des Treffers überschlug und so liegenblieb, daß seine Beine über die Abgrenzung des Knüppeldamms hinweghingen und er seine Fußspitzen gegen den harten Lehm drückte.

Ryan O'Casey war so matt und erschöpft, daß er nicht mehr hochkonnte. Sein Gegner ließ es zudem nicht zu, er wollte den Tod des Mannes und ihn zu einem der schrecklichen Wesen machen.

Nur schemenhaft nahm der Engländer wahr, was um ihn herum vorging. Die Schatten waren stärker als das Licht. Es fiel ihm schwer, etwas zu begreifen, doch er erfaßte genau, daß sich sein Feind neben ihm aufhielt und als Schatten über ihn fiel, ein Zeichen, daß er sich gebückt hatte.

Wieder packte er zu.

Diesmal waren es zwei Klauen, die ihr Ziel fanden. Rechts und links an der Hüfte spürte Ryan die Hände. Gnadenlose Finger drückten in das Fleisch und preßten es zusammen, da sie durch die Kleidung drangen.

Und dann schwebte Ryan!

Das Monstrum hatte es tatsächlich geschafft, ihn in die Höhe zu bekommen. Plötzlich sah er den Knüppeldamm nur aus einer gewissen Distanz, er schwebte darüber, die Angst um sein Leben ließ das Herz fast zerspringen, und im nächsten Moment fühlte er sich leicht und frei wie ein Vogel.

Er flog!

Unbewußt schlug er mit den Armen um sich. Dreimal schaffte er diese Bewegungen, bevor er hart aufklatschte.

Die braune Erde, die er auf seiner Fahrt immer wieder gesehen hatte und zum Pesthügel gehörte, wurde auch ihm zum Verhängnis.

Es waren immer Warnungen ausgesprochen worden, über den Knüppeldamm zu fahren. Jetzt wußte der Mann, aus welchem Grund.

Die Erde war wie zäher Teer.

Und sie griff zu. Aber nicht nur sie saugte und zerrte an ihm, da waren auch die schrecklichen, aus dem Sumpf wachsenden Klauen, die nun ein Ziel gefunden hatten.

Erbarmungslos waren die Griffe der Hände.

Einer legte sich über den Mund des Mannes. Er erstickte sein Schreien. Eine zweite Klaue preßte sich gegen seine Schulter, und Ryan O'Casey hatte nicht die Spur einer Chance.

Der unheimliche Sumpf verschlang ihn.

Bevor er endgültig verschwand, da beugten sich die braunen Klauen vor und halfen nach.

Sein Kopf wurde zuletzt unter die Masse gedrückt, und das Röcheln des Mannes verstummte.

Der Pestsumpf schloß sich über ihm.

Das Monstrum, das ihn aus dem Wagen geholt hatte, war an der Abgrenzung stehengeblieben. Es schaute so lange zu, bis sein Opfer verschwunden war. Dann erwachte es zu einer weiteren Tätigkeit.

Es drehte sich um und trat an das Heck des Jeeps. Beide Arme streckte es vor, stemmte die Beine in den Boden und drückte gegen den Wagen.

Er begann zu rollen.

Hart stieß das Vorderteil nach der Schräge in den Sumpf. Es gab ein klatschendes Geräusch, der Jeep schien sich zu schütteln, dann griff die zähe Masse zu.

Ob Fahrzeug, ob Mensch, dem Sumpf entkam niemand. Da war er gnadenlos, die Pesthügel schluckten alles.

Sie schienen aus Tausenden von zähen Händen zu bestehen, machten nirgendwo einen Unterschied, und es dauerte nicht lange, bis der Jeep verschwunden war.

Nichts, aber gar nichts wies darauf hin, welch ein Drama sich vor kurzem hier noch abgespielt hatte.

Und als auch die aus dem Sumpf ragenden Hände allmählich in die Tiefe sanken, war alles klar. Zuletzt sprang noch das Sumpfmonster in die zähe Masse. Es versank.

Der Sumpf schloß sich wieder, während in der Ferne, wo die grauen Wolken lagen, erste Blitze den Himmel aufrissen und wie Zickzack-Speere in den Boden fuhren.

Die Menschen im Dorf warteten vergeblich auf den Weißen. Da er auch am nächsten Tag nicht kam, wurde eine Abordnung losgeschickt, die den Knüppeldamm abschritt.

Nur einem Zufall war es zu verdanken, daß man etwas fand. Es war ein abgebrochener Fingernagel, der auf einer Bohle klebte.

Daneben sahen sie die schwarzen Streifen, die nur von Autoreifen stammen konnten.

Die Spuren reichten. Jeder wußte genau, daß die Pesthügel von Shanghai wieder ein Opfer gefunden hatten…

***

Es gab drei Dinge, die mir zu allem anderen Kram seit kurzer Zeit Kopfschmerzen bereiteten.

Bella Benson, der Dunkle Gral und die beiden Grauen!

Diese Dinge in eine Reihe zu bringen, war nicht einfach. Ich kam mir vor wie jemand, der zum erstenmal vor einem Rätsel sitzt und nicht weiterkann.

Bella Benson lebte nicht mehr. Sie war eine Blutsaugerin gewesen,

aber ein äußerst seltenes Exemplar, eine Vampir-Druidin. Als sie sich auflöste, schien ihr grünes Blut in zahlreiche Staubkörnchen zu zerfallen, die sich für einen Moment noch in der Luft hielten und plötzlich weg waren. Sie war nicht von mir getötet worden, sondern von den beiden Grauen, den Hütern des Dunklen Grals. [1]

Diese Wesen waren in mein Leben getreten und spielten eine äußerst geheimnisvolle Rolle. Ich hatte sie gefragt, doch keine Antwort bekommen. Wenigstens keine, die mich zufriedenstellte.

Dennoch wußte ich, daß der Dunkle Gral irgend etwas mit einer gewaltigen Druidenmagie zu tun hatte, auf die auch mein Kreuz seltsam reagierte.

Mehr war nicht drin.

Erfolgsverwöhnt war ich nicht, das einmal vorweggenommen.

Wir hatten zwar Siege über die Mächte der Finsternis errungen, aber auch Niederlagen, die uns zu schaffen machten, und nun kam das Geheimnis des Dunklen Grals noch hinzu, und das drückte auf meine Stimmung, ebenso wie das triste Herbstwetter, das sich über der Riesenstadt London ausgebreitet hatte.

Ein grauer, trauriger Himmel, aus dem der Regen fiel. Ein Autofahrer mußte den gesamten Tag über mit eingeschalteten Scheinwerfern fahren, es wollte einfach nicht richtig hell werden.

Dementsprechend gestaltete sich auch die Stimmung der Menschen. Kinder und Erwachsene waren mürrisch. Jeder dachte an den langen Winter, und auch ich hatte nicht die richtige Lust.

Zudem ärgerte mich mein Freund und Kollege Suko noch. Er machte mir Vorwürfe, daß ich ihm keinen Bescheid gegeben hatte, denn den letzten Fall hatten Sheila, Bill und ich allein durchgezogen.

»Was hättest du denn machen können?« fragte ich ihn und breitete die Arme aus. »Nichts…«

»Doch.«

»Dann mal raus mit der Sprache, großer Meister.«

»Ich hätte zumindest die Zeit anhalten können, um zu sehen, was wir da vor uns hatten. Diese beiden Grauen sind doch so rätselhaft wie die Entstehung der Welt. Man kommt nicht hinter ihr Geheimnis…«

»Noch sind sie mir nur einmal begegnet«, warf ich ein.

»Trotzdem.«

Ich winkte ab. »Du hättest auch nichts gemacht. Gar nichts«, entgegnete ich unwirsch. »Hau doch nicht so auf den Putz, Mann!«

»Ich kann deinen Ärger verstehen, aber denk mal logisch.«

»Das tue ich auch«, erwiderte ich und schob meinen Schreibtischstuhl zurück. »Ich verlasse nämlich dieses Büro und gehe in die Kantine.«

»Guten Hunger«, grinste der Inspektor.

Ich erwiderte nichts, sondern riß die Tür zum Vorzimmer auf und wäre fast mit Sir James zusammengeprallt. Er stand dort in Hut und

Mantel, schaute mich scharf an und fragte: »Ist Ihnen eine Laus über die Leber gelaufen, John?«

»Nein, ein Druide.«

»Die alte Geschichte?«

»So alt ist sie noch nicht, Sir.«

»Aber Sie kommen nicht weiter.«

»Das ist es, Sir.«

»Lassen Sie nicht zuviel zusammenkommen«, sagte Sir James und trampelte auch noch auf meinen Nerven herum.

Ich ließ den Alten einfach stehen, bedachte Glenda Perkins auch mit keinem Blick und verließ das Vorzimmer. Auf der Türschwelle hörte ich noch, wie Sir James sagte: »Ich bin beim Innenminister. Der monatliche Rapport.«

Sollte er ihn abgeben, das war mir egal. Ich wollte mit meinem Ärger und der Wut allein sein.

In der Kantine, die Mittagszeit war längst vorbei, saß kaum jemand. Die Kollegen, die sich dort aufhielten und Kaffee schlürften, kannte ich nur vom Ansehen und nicht persönlich.

Ich allerdings trank keinen Kaffee, sondern Mineralwasser. Dabei setzte ich mich in die äußerste Ecke des Raumes und dachte nach.

Noch einmal wälzte ich alle Probleme von einer Seite auf die andere, doch zu einem Ergebnis gelangte ich nicht.

Allmählich verrauchte auch mein Zorn. Ich sah ein, daß ich mich Suko gegenüber dumm benommen hatte, er konnte nichts dafür, aber es war nichts zu ändern.

Bill Conolly hatte mir versprochen, ebenfalls in Richtung Druidenzauber seine Fühler auszustrecken. Vielleicht hatte er mehr Erfolg als ich. So entschloß ich mich, ihn anzurufen.

In der Kantine gab es natürlich ein Telefon. Bill aber war nicht zu Hause. Sein Sohn Johnny kam an den Apparat. Als ich die Stimme des Kleinen hörte, besserte sich meine Laune. Er freute sich, seinen Onkel sprechen zu hören und plapperte so lange, bis Sheila ihm den Hörer aus der Hand nahm.

»Ich bin es. Hey, Sheila.«

»John, wie geht es dir?«

»Man schlägt sich so durch.«

»Also nicht besonders.«

»Nach dem letzten Fall bestimmt nicht.«

Sheila atmete tief durch. »Da sagst du etwas. Ich habe selten so eine Todesangst ausgestanden. Noch einmal möchte ich das nicht erleben. Bill und du, ihr hättet nichts machen können. Wenn die Grauen nicht gewesen wären…«

»Und um die geht es«, unterbrach ich die Frau meines Freundes.

Sheila, die von meinem Problemen wußte, fragte schnell: »Hast du

eine Spur, John?«
»Leider nicht. Deshalb wollte ich ja mit Bill sprechen und ihn fragen, ob er etwas gefunden hat?«
»Bill ist nicht da.«
»Wann kommt er denn wieder?«
»Kann ich dir nicht sagen. Aber soviel ich weiß, tappt auch er im dunkeln.«
Das hatte ich mir schon gedacht. »Sag ihm bitte, er möchte mich anrufen, wenn er etwas gefunden hat.«
»Werde ich machen, John. Grüß dich.«
Das Gespräch war beendet. Ich legte den Hörer auf und sah gleichzeitig, daß frische Fisch-Sandwiches eintrafen. Ich verspürte plötzlich Hunger und kaufte so ein Brötchen.
Kauend begab ich mich zu einem Tisch und dachte weiter nach.
Wie ich es auch drehte und wendete, zu einem Ergebnis kam ich nicht. Der Fall war und blieb rätselhaft.
An diesem Tag hatte ich überhaupt keine Lust, im Yard-Gebäude zu bleiben. Deshalb beschloß ich, nach Hause zu fahren. Ein schlechtes Gewissen brauchte ich nicht zu haben, denn soviel Urlaub oder freie Tage wie mir zustand, konnte Scotland Yard kaum bezahlen.
Ich sprach auch noch mit Suko. Er zeigte sich ziemlich reserviert und wollte im Büro bleiben.
Ich zahlte, verließ die Kantine und fuhr vom Parkplatz, um mich in den Londoner Verkehr zu stürzen.
Es war jedesmal das gleiche. An diesem Tag war es besonders schlimm, denn der Nieselregen feuchtete auch die auf den Fahrbahnen liegenden Blätter an und machte so die Asphaltdecke an gewissen Stellen zu einer wahren Rutschbahn.
Natürlich geriet ich in Staus. Auch die Musik aus dem Radio konnte mich nicht aufheitern. Meine Gedanken drehten sich nur um den letzten Fall. Mir fiel Sarah Goldwyn, die Horror-Oma, ein. Sie besaß ja ein immenses Wissen, wenn es um Dinge ging, die sich mit Schwarzer Magie und ähnlichem beschäftigten.
Vielleicht wußte sie über den gefährlichen Druidenzauber Bescheid. Zudem besaß sie ein umfangreiches Archiv, eine regelrechte Horror-Bibliothek. Dort gab es sicherlich Informationen über den Fall, an dem ich so zu knacken hatte.
Am nächsten Ampelstopp setzte ich mein Vorhaben in die Tat um und rief vom Wagen aus die Horror-Oma an.
Nicht sie meldete sich, sondern eine Nachbarin, die dabei war, Mrs. Goldwyns Blumen zu begießen. Von der Frau erfuhr ich, daß die Horror-Oma Urlaub machte.
»Und wo?« fragte ich.
»Sie wollte nach Paris. Eine kombinierte Schiffs- und Busreise.«

Pech auf der ganzen Linie. Ich bedankte mich für die Auskünfte und konnte wieder anfahren.

Eine Viertelstunde später stieg ich in der Tiefgarage aus. Mit zwei Männern fuhr ich im Fahrstuhl nach oben und ging in meine Wohnung. Dort haute ich mich in den Sessel und stellte die Flimmerkiste an. Es kamen Nachrichten. Wenn man sie hörte, konnte man auch trübsinnig werden, und plötzlich kamen mir meine Probleme überhaupt nicht mehr so schlimm vor.

Was alles in der Welt geschah, war noch grausamer, denn das wurde offen ausgetragen, während wir mehr im Geheimen kämpften. Ich sah auch ein, daß ich mich Suko gegenüber falsch benommen hatte und entschloß mich, zu ihm zu gehen und die Sachlage mit ein paar entschuldigenden Worten wieder ins rechte Lot zu bringen.

Allerdings wartete ich noch über eine Stunde, räumte selbst ein wenig auf und machte in Beschäftigungstherapie, denn das mußte auch mal sein. Zudem sah die Wohnung nach meinem Aufräumen immer noch nicht so aus, als hätte eine Frau Hand angelegt.

Anschließend ging ich rüber, schellte und wartete ab.

Ich hörte Schritte, Suko kam.

Er sah mich, und in seinen Augen blitzte es auf. Ich glaubte, daß er noch sauer war und ging einfach an ihm vorbei. »Du, entschuldige, aber ich habe mich vorhin…«

»John, bitte geh!«

So hatte Suko noch nie mit mir gesprochen. Sollte er so sauer auf mich sein? Hatte ich ihn mit meinen Worten zutiefst beleidigt? »Hör mal zu, Suko, ich weiß selbst, daß ich…«

»John, verlasse die Wohnung!« Der Chinese zischte die Worte. In seinen Augen sah ich einen Ausdruck, der feindlich und warnend zur gleichen Zeit war.

Was hatte er nur?

Nein, ich war stur. Es durfte keine großen Unstimmigkeiten zwischen uns geben. Was gewesen war, mußte aus dem Weg geräumt werden, das gab ich meinem Freund insofern zu verstehen, indem ich den Weg in den Wohnraum einschlug.

Suko blieb hinter mir.

Die Tür stand halboffen. Eigentlich wunderte ich mich darüber, daß Shao nicht erschienen war, machte mir allerdings keine weiteren Gedanken und drückte die Tür auf.

Zwei Schritte ließ man mich gehen, dann sah ich die Bescherung.

Wie angewurzelt hockte Shao in einem Sessel. Und neben ihr stand ein Mensch, der ihr die Mündung einer Pistole gegen die Stirn drückte. Das war schon schlimm genug. Was noch hinzukam, war Sukos Stab. Er schaute aus der Seitentasche des Mannes, der Shao die Waffe gegen den Kopf preßte und war für Suko unerreichbar…

***

Das alles nahm ich in wenigen Sekunden auf, und jetzt verstand ich auch Sukos harte Reaktion mir gegenüber. Er hatte mich aus der Wohnung haben wollen. Dies aus gutem Grund.

Es war zu spät. Auch für mich hatte sich die Falle geschlossen. Ich war ahnungslos hineingetappt.

Tief holte ich Luft. Etwas zu unternehmen, wäre Wahnsinn gewesen, denn der Mann brauchte nur den Finger zu krümmen, wenn sich einer von uns falsch bewegte, und Shao würde es nicht mehr geben. Zur Demonstration meiner friedlichen Absichten hob ich beide Hände und spürte gleichzeitig einen mir bekannten Druck im Rücken.

Es war der eines Schießeisens.

Der zweite Mann hatte hinter der Tür gelauert. Ich sah auch noch einen dritten Kerl, der sich von der Wand abstieß. Auch er war bewaffnet und lächelte kalt.

Der Kerl aber, der hinter mir stand, trieb mich ins Zimmer hinein und sagte in einem sehr höflichen Tonfall und in korrektem Englisch: »Ich bin froh darüber, daß wir Sie nicht zu holen brauchten, Mr. Sinclair. Sie ersparen uns da einiges an Mühen.«

Europäer hatte ich nicht vor mir, sondern Chinesen. Ja, die drei Männer gehörten zu Sukos Rasse. Sie machten einen nahezu unauffälligen Eindruck, trugen graue Anzüge, weiße Hemden und irgendwie triste Krawatten. Sie schienen sich sehr überlegen zu fühlen, denn sie lächelten über ihren großen Sieg.

Und einen Sieg, den hatten sie errungen. Ich war überrascht worden und Suko ebenfalls, wie es aussah.

Shao rührte sich nicht. Sie war nur bleich geworden. Die Arme lagen auf den Sessellehnen, die Finger hatten sich um die Griffe verkrallt. Es bewegten sich nur ihre Augen.

Was wollten die Typen?

Ich mußte an den Fall des Höllenboten denken, der mich nach China geführt hatte. Diese Sache spielte sich damals auf zwei Ebenen ab. Suko mußte Shao befreien, die man als Druckmittel hier in London gegen ihn und mich eingesetzt hatte, während ich mich um Yuisan, den Höllenboten, kümmerte.[2]

Doch irgend etwas war hier anders. Diese Männer gehörten meiner Ansicht nach nicht zu der damaligen Londoner Clique, die waren verschieden, auch vom Benehmen und vom Typ her.

»Bitte stellen Sie sich neben das Fenster, Mr. Sinclair«, wurde ich höflich gebeten.

Wenn man mich so aufforderte, kam ich dem Befehl gern nach und baute mich dort auf. Nun konnte ich Shao direkt ins Gesicht sehen und entdeckte auch die winzigen Schweißperlen auf ihrer Stirn.

Die Situation streßte sie sehr.

Suko betrat den Wohnraum. Kalkig war er im Gesicht. Er hatte die Hände geballt. Die auf ihn gerichtete Mündung der Waffe interessierte ihn nicht, er hatte nur Augen für Shao und suchte krampfhaft nach einer Möglichkeit, um die Situation zu wenden.

Aber wer im Kreuzfeuer dreier Waffen steht, der denkt anders darüber. Aus diesem Grunde verhielt auch ich mich sehr ruhig und blieb mit erhobenen Händen stehen.

Der dritte Mann hinter Suko schloß die Tür. Als sie ins Schloß fiel, kam es mir wie das Zuschnappen einer Falle vor. Kaum jemand hatte bisher gesprochen, aber ich wollte wissen, was das alles zu bedeuten hatte. Deshalb fragte ich: »Weshalb sind Sie in diese Wohnung eingedrungen? Was wollen Sie von uns?«

Der Kerl, der mich erwartet hatte und aussah wie ein chinesischer Student, runzelte die Stirn. Er schien der Chef der Bande zu sein.

»Es tut mir leid, daß wir zu solchen Maßnahmen greifen mußten, aber wir sahen keine andere Möglichkeit.«

»Für was?«

»Das werden Sie noch merken.«

»Lassen Sie wenigstens die Frau frei. Danach können wir verhandeln.«

Der Mann lächelte. »Ich würde es gern, Mr. Sinclair, aber ich bin mir Ihrer nicht sicher. Es steht zuviel auf dem Spiel. Sie und Ihr Freund, unser Landsmann Suko, sind sehr bedeutende Männer…«

»Ich zähle mich nicht als Landsmann von euch!« zischte der Inspektor.

»Das kann ich verstehen. Wenigstens im Moment, Suko. Aber du wirst sehen, daß sich die Zeiten auch ändern können. Wirklich, du solltest jetzt nicht nach deinen verständlichen Gefühlen handeln. Wir sind am Drücker, und es würde uns nichts ausmachen, auch zu töten, wenn wir unsere Aufgabe gefährdet sehen.«

Diese so leicht dahingesprochenen Worte trafen mich hart unter die Gürtellinie. Wen hatten wir da vor uns? Gangster aus dem Londoner Chinesenviertel oder Abgesandte eines Geheimbundes?

Nein, das alles war mir zu einfach. Zudem zählten diese Typen auch nicht zu dieser Kategorie. Mir war ein völlig anderer Verdacht gekommen. Die beiden konnten dem chinesischen Geheimdienst angehören.

Wahnwitzig im ersten Augenblick, doch wenn ich genauer darüber nachdachte, war der Verdacht nicht so leicht von der Hand zu weisen. Agenten aus Rotchina. Verdammt, das hatte mir noch gefehlt. Bisher hatten wir nichts damit zu tun gehabt, nun aber waren wir voll in den Kreislauf hineingeraten.

»Noch einmal«, sagte ich. »Was wollen Sie von uns? Sie wissen genau, daß Sie sich strafbar gemacht haben, und dies in einem

Gastland…«

»In Anbetracht der Dinge spielt dieser kleine Einbruch keine Rolle«, erklärte mir der Anführer.

»Und welche Dinge sind das?« hakte ich sofort nach.

»Das werden Sie alles später erfahren.«

»Sie meinen also, daß wir mit Gangstern paktieren?« mischte sich Suko ein.

»Es wird dir und deinem Freund nichts anderes übrig bleiben. Wir haben uns einmal entschlossen und führen unser Vorhaben auch durch. Ich gebe zu, auf etwas unkonventionelle Art und Weise. Bitte rühren Sie sich jetzt nicht von der Stelle.«

Das hatten wir sowieso nicht vor. Nein, diese Typen blufften nicht. Um eine sehr große Sache mußte es gehen, wenn sie zu diesen Mitteln griffen.

Ob es vielleicht doch irgendwie mit Yuisan, dem Höllenboten, zusammenhing? Möglich war alles, und ich ließ einen der Eindringlinge nicht aus den Augen, als er sich seitlich meinem Freund Suko zuwandte. Die Schritte des Mannes waren kaum zu hören. Er ging sehr leicht, zudem verschluckte der Teppich die Geräusche.

Einen Schritt neben Suko blieb er stehen. In der rechten Hand hielt er die Pistole, die linke hatte er in die Jackentasche gesteckt.

Blitzschnell zog er sie hervor. Ich sah etwas zwischen seinen Fingern blitzen, dachte an eine Nadel, und schon war die Sache vorbei. Der Mann hatte sofort zugestochen und Suko am Hals getroffen.

Mein Freund zuckte zusammen. Er sackte leicht in die Knie, blies pfeifend den Atem aus, und ich vernahm Shaos leisen Schrei.

Dann änderte sich Sukos Gesichtsausdruck. Er wurde freundlich, ein Lächeln glitt über seine Züge, und er nickte dem Mann mit der Pistole sogar noch zu.

Verdammt noch mal. Welch ein Teufelszeug hatten ihm diese Brüder gespritzt? Mein Freund war nicht mehr Herr über sich selbst, diese Droge hatte ihn zu einem willenlosen Werkzeug gemacht. Und er befand sich in den Händen dieser Männer, die ihn nun dirigieren konnten, ohne daß Suko sich wehrte.

Dies war schlimm.

Ich atmete ein paarmal durch, denn ich wußte, daß auch mir das gleiche Schicksal bevorstand.

Der Mann, der sich mit Suko beschäftigt hatte, kümmerte sich nicht mehr um ihn. Jetzt nahm er mich aufs Korn, lächelte dabei und kam auf mich zu, während er mir fest ins Gesicht schaute.

Konnte ich etwas tun?

Nein, ich stand im Kreuzfeuer der Waffen und starrte in die verdammte Mündung. Hinzu kam Shao, der weiterhin die Mündung gegen den Kopf gepreßt wurde.

Mein Magen verkrampfte sich. Ich suchte nach einem Ausweg, doch die andere Seite hielt alle Vorteile in ihren Händen. Sie würden eiskalt sein und mich ebenfalls zu einem willenlosen Bündel machen.

Der Kerl hatte die Spritzen ausgewechselt. Er trug eine frische in der Hand. Die Nadel schaute aus seinen Fingern, und sie kam mir vor wie ein Dolch.

»Es tut wirklich nicht weh«, erklärte er und behielt sein Lächeln bei.

Unwillkürlich zuckte ich zurück, als seine Hand plötzlich vorschnellte.

Ich entkam ihm nicht. Er war noch raffinierter, als ich angenommen hatte. Sein Lächeln behielt er bei, als er nicht zustach, sondern die Nadel wie ein Messer schleuderte.

Und sie traf mich.

Nicht mehr als beim Stich einer Mücke verspürte ich am Hals, aber das reichte.

Zuerst wurden meine Knie weich. Dann entstand ein Brausen in meinem Kopf, das innerhalb einer Sekunde den gesamten Körper erfaßte und mich zu einem willenlosen Bündel machte.

Wachs in den Händen des vor mir stehenden Mannes. Ich sah zwar noch alles sehr deutlich, die Konturen verschwammen nicht einmal, aber ich besaß keinen freien Willen mehr.

Ich sah sogar, daß der Mann seine Pistole wegsteckte, als er vor mir stehenblieb. Sein Gesicht war seltsam breit geworden, er hatte sich verändert, doch es konnte auch mein Blickwinkel sein, der nicht mehr stimmte.

»Mr. Sinclair«, sprach er, »Sie haben gesehen, daß wir es gut mit Ihnen meinen. Ich wäre sehr dafür, daß Sie und Ihr Freund uns jetzt folgen, denn wir haben eine lange Reise vor uns und dürfen keine Zeit verlieren. Verstehen Sie?«

»Natürlich«, hörte ich mich sagen.

»Bitte, dann kommen Sie!«

Ich löste mich von der Wand. Da der Chinese auch zur Seite getreten war, besaß ich einen freien Blick auf Shao.

Sie hockte im Sessel – als einzige von uns war sie noch normal – und starrte mich an.

Ich nahm sie bewußt überhaupt nicht wahr. Sie war für mich ein völliges Neutrum. Es war mir auch egal, als der Mann, der sie mit der Waffe bedrohte, eine Spritze hervorholte. Es war allerdings eine andere als die, mit der wir betäubt worden waren.

Shao bekam die Bewegung zwar mit, sie konnte jedoch nichts an dem Lauf der Dinge ändern.

Die Spritze traf sie ebenfalls am Hals.

Ich wurde Zeuge, aber mein Verstand arbeitete langsamer als das Auge. Ich konnte die Dinge nicht so recht umsetzen, zudem wurde das

Bild verändert, es zog sich ein wenig in die Breite und erinnerte mich an einen Cinemascope-Film, wie ich ihn so oft in den fünfziger und sechziger Jahren gesehen habe.

Dann sackte Shao zusammen. Zuerst rutschte ihr rechter Arm von der Lehne. Die Frau bekam einen Drall und kippte zur Seite. Schräg blieb sie im Sessel sitzen, gestützt wurde sie nur von der Lehne.

Die drei Chinesen nickten sich zu. Auf ihren Gesichtern stand ein Lächeln. Einer ging bereits zur Tür. Er öffnete sie, schaute in den Gang und nickte uns zu.

»Kommen Sie, meine Herren, wir haben eine sehr, sehr weite Reise vor uns…«

Suko und ich gingen hinter dem Mann wie gehorsame Befehlsempfänger…

***

Irgendwann war alles schwarz geworden.

Schwarz insofern, daß wir weder sehen, hören noch fühlen konnten. Unser gesamtes Dasein versank in diesem gewaltigen Tunnel der Finsternis, der kein Ende zu nehmen schien. Es war auch kein Widerstand vorhanden, den wir dem Tunnel eventuell entgegensetzen konnten. Er hatte uns verschlungen und würde uns erst wieder freilassen, wenn andere es wollten.

Und er ließ uns frei.

Ich spürte, wie sich im Innern des Körpers etwas regte. Ein anderer Ausdruck fiel mir nicht für das Fließen des Blutes ein, das wieder normal durch meine Adern rann.

Und die Schwärze wich.

Diese unheimliche Dunkelheit verschwand, es gab helle Flecken darin, die sich als ein grauer Dämmerschein immer weiter ausbreiteten und auch größer wurden.

Sie verdrängten die Finsternis.

Aber noch war ich nicht voll da, ich konnte zwar hören, doch es waren Töne oder Laute, die mir überhaupt nicht gefielen oder sogar unbekannt waren.

Da ertönte im Hintergrund ein seltsamer Gesang. Zwar nicht mit irgendwelchen süßen Sphärenklängen zu vergleichen, aber ähnlich fremd, und ich merkte, wie mein Wille wieder zurückkehrte. Damit auch meine Energie.

Ich wollte endlich wissen, was los war und öffnete die Augen.

Das Grau blieb. Nur sah es wieder anders aus, und es besaß auch seltsame gelbe Kreise.

Bis ich erkannte, daß es sich bei diesen Kreisen um die Ausläufer einer hellen Lampe handelte, dauerte es noch seine Zeit, und das Grau über mir war eine Decke.

»Aha, Mr. Sinclair, Sie sind wieder wach?«

Ich vernahm die Stimme, und zum Teufel noch mal, sie kam mir bekannt vor. Es war noch gar nicht lange her, da hatte dieser Mann mit mir gesprochen.

Nur – was hatte er damals von mir gewollt? Seltsam, mir fiel es nicht ein. Vor meinem Denkapparat schien eine Schicht aus Watte zu liegen, die einen großen Teil der Gedanken und Schlußfolgerungen absorbierte.

»Mr. Sinclair, Mr. Sinclair…«

Verflixt, der sollte mich doch in Ruhe lassen. Ich wollte ja nichts von ihm. Aber da berührte mich eine Hand, und nicht nur das, sie griff auch zu, rüttelte an meiner Schulter, so daß ich durcheinandergeschüttelt wurde und mir nichts anderes übrigblieb, als die Augen zu öffnen und mich der Stimme oder dem Mann zu stellen.

Jetzt riß ich die Augen auf.

Ja, ich erkannte ihn. Es war der Mann, den ich in London gesehen hatte. Auf mein Gehör konnte ich mich noch verlassen. Wieder schaute ich in das lächelnde Konfirmandengesicht, denn der Typ hatte sich zu mir hinuntergebeugt. Er lächelte immer, aber ich glaubte nicht, daß dieses Lächeln echt war.

»Sie können aufstehen, Mr. Sinclair. Das Gegenmittel müßte bereits gewirkt haben.«

Ein Gegenmittel. Ich runzelte die Stirn. Noch funktionierte mein Gedankenapparat nicht so recht, erst allmählich kam ich dahinter, was dieser Mann gemeint hatte.

Natürlich, man hatte Suko und mir in London eine Spritze oder Ähnliches gegeben. Wir waren dann weggetreten und erwachten nun hier. Wo steckte Suko?

Siedendheiß fiel mir mein Partner ein. Plötzlich schoß ich in die Höhe, setzte mich aufrecht und stellte erst jetzt fest, daß ich auf einem Holzgestell gelegen hatte, über das jemand eine Matte gelegt hatte, damit die Unterlage einigermaßen weich war.

»Mein Partner, er…«

Der Chinese vor mir unterbrach mich erst mit einer Handbewegung, danach mit Worten. »Ihrem Partner geht es gut. Er liegt übrigens im Nebenraum. Freunde von mir kümmern sich um ihn.«

Während er mir die Antwort gab, hatte ich nachgefühlt, ob meine Waffen vorhanden waren.

Ja, ich besaß sie noch.

Kreuz, Beretta, Dolch – allerdings wohl nicht meinen Einsatzkoffer, der befand sich bei mir zu Hause.

Wo lag denn mein Zuhause? Auch diese Frage drängte sich automatisch auf. Man hatte Suko und mich entführt. Wir waren irgendwo hingeschafft worden aus noch unbekannten Gründen, und

jetzt wollte ich erst einmal wissen, wo wir uns befanden.
Diese Frage stellte ich.
Der Chinese vor mir lächelte, nahm auf einem einfachen Holzstuhl Platz, den er mit der Sitzfläche von einem Tisch weggedreht hatte, und stellte sich erst einmal namentlich vor.
»Mein Name ist Quen, Mr. Sinclair. Ich sage Ihnen bewußt nicht meinen vollen Namen. Sie würden ihn kaum aussprechen können. Quen muß für Sie reichen.«
»Schön, Mr. Quen. Und wo haben Sie mich hinschaffen lassen? Befinden wir uns noch in London, in England…«
Er schüttelte den Kopf. »Man merkt Ihnen an, Mr. Sinclair, daß sie sehr lange geschlafen haben und von Ihrer Umgebung nichts mitbekommen haben. Wir befinden uns nicht in London und auch nicht in England. Nicht einmal in Europa, sondern in der Heimat Ihres Freundes, im Reich der Mitte. Genauer gesagt in…«
»China!« stieß ich entsetzt hervor.
»Stimmt, Mr. Sinclair.«
Ich fuhr mir über das Gesicht. Eine heftige Reaktion. Plötzlich hatte ich das Gefühl, jemand würde meine Kehle allmählich zudrücken. Es fiel mir schwer, Luft zu holen und daß ich mich dennoch schnell und auch gut in die Gewalt bekam, lag wohl an meinen Reiseerfahrungen, denn sehr oft hatte ich unfreiwillige und überraschende Zeitreisen unternehmen müssen, wobei ich dann in anderen Dimensionen landete.
Hier befand ich mich wenigstens noch auf dem Boden der Erde.
Wenn auch China so ungemein weit von London entfernt lag.
»Wir sind hier in der Nähe von Shanghai, und Sie können sich vorstellen, Mr. Sinclair, daß wir Sie und Ihren Partner nicht ohne Grund hergeholt haben.«
Ich verzog die Mundwinkel. »Das kann ich allerdings, wobei ich mich frage, was das alles für einen Sinn haben soll?«
»Den werde ich Ihnen gleich erklären, und betrachten Sie sich bitte nicht als unser Gefangener, sondern als Gast. Für die vergangenen Dinge möchte ich mich höflichst entschuldigen, wir sahen leider keine andere Möglichkeit, an Sie und Suko heranzukommen.«
»Da hätte ich Ihnen mehrere nennen können«, erwiderte ich sarkastisch und wechselte sofort das Thema. »Wie lange sind wir eigentlich gereist, wenn ich das mal fragen darf?«
»Drei Tage!«
Fast hätte ich durch die Zähne gepfiffen. Himmel, das war eine lange Zeit. Ich dachte an London, an Shao, Sir James und Bill Conolly. Da war sicherlich jetzt die Hölle los, aber eine Spur nach Shanghai würde wohl kaum jemand finden.
Ich fragte auch nicht danach, wie die Leute es geschafft hatten, Suko

und mich nach China zu bringen. Als Agenten gab es da gewisse Tricks, die kein Zoll und keine Polizei kannte. Auf englischer Seite war es ja nicht anders.

Dann schaute ich mich im Raum um. Er war sehr niedrig. Ich war von Europa her die hohen Decken gewohnt, diese Decke hier lag ziemlich tief. Vielleicht deshalb, weil die Chinesen von der körperlichen Größe her nicht an die Europäer herankamen. Irgendwie wurde ich das Gefühl nicht los, in einem barackenähnlichen Kasten zu sitzen, so eine Art Polizeiwache auf chinesisch.

Die Wände schimmerten gelblich. Ein paar Plakate bedeckten sie.

Sie zeigten Motive nach Mao. Das Bild des ehemaligen großen Vorsitzenden war überhaupt nicht zu sehen. Und die Männer, die jetzt mit kernigen und kantigen Gesichtern von den Plakaten schauten, kannte ich nicht. In China wechselten die Verantwortlichen eben sehr schnell.

Zwei Türen sah ich. Eine lag zwischen zwei kleinen Fenstern. Sie mußten nach draußen führen. Die zweite befand sich an der Wand hinter mir. Sie wurde geöffnet.

Suko betrat den Raum.

Ich schluckte, denn mein Partner sah ziemlich blaß um die Nase herum aus. Dann aber hielt mich nichts mehr auf der Bettkante, ich sprang in die Höhe, und auch Suko sah die Erleichterung, die mein Gesicht zeichnete. Über seine Züge glitt ein Lächeln.

Wir begrüßten uns. Mir fiel wieder die Szene im Büro ein. »Alles klar?« fragte ich.

Suko kniff das rechte Auge zu und boxte mir leicht in die Seite.

»Natürlich.«

Hinter meinem Freund waren noch zwei Männer erschienen. Ich kannte sie ebenfalls aus London. Sie blieben an der Wand stehen, lächelten und taten, als wäre nichts gewesen.

Mir stieg vor Wut die Galle hoch, und ich bekam einen roten Kopf. Quen fragte, ob wir etwas trinken wollten.

Wir einigten uns auf Tee.

Einer mußte ihn holen. Als er zurückkam, hatten wir noch kein Wort miteinander gewechselt, aber mir war klar, daß Quen gleich zur Sache kommen würde. Er drehte uns den Rücken zu, hatte die Hände darauf verschränkt und spielte mit den Fingern. Auch er gab sich nicht so unbeteiligt, wie es äußerlich den Anschein hatte.

Die Tassen bestanden aus feinem Porzellan. Der Tee schimmerte grünlich. Ich ließ Suko erst probieren, und als mein Freund genickt hatte, nahm auch ich einen Schluck.

Durch Quen erfuhr ich, daß man Suko ebenfalls eingeweiht hatte, so konnten unsere seltsamen Gastgeber endlich zum Kern der Sache kommen.

»Ja, Gentlemen«, sagte Quen und runzelte gleichzeitig seine ansonsten glatte Stirn. »Dann werde ich Ihnen mal berichten, aus welchem Grunde wir zu diesen etwas außergewöhnlichen Maßnahmen gegriffen haben…«

»Wir bitten darum«, erwiderte ich und spitzte wie auch Suko die Ohren.

***

Der braune Sumpf schmatzte, gurgelte, warf Blasen und brodelte an manchen Stellen.

Er lebte!

Doch es war kein natürliches Leben. Kräfte, die seit langer, langer Zeit im Verborgenen gelauert hatten, waren bereit, zurückzukehren, und sie hatten ihr erstes Opfer gefunden.

Der Mantel der Zeit hatte zwar den Sumpf überdeckt, aber er hatte das Unheil nicht aufhalten können. Unbemerkt blühte es weiter, suchte nach neuen Kräften und sammelte sich.

Wenn die Menschen glaubten, daß das, was tief unter der Erde lag, tot ist, dann irrten sie. Sie hatten die Toten kurzerhand in den Sumpf geworfen, aber die Toten wollten sich rächen, und nun war ihre große Zeit angebrochen.

Wellenförmig liefen die Bewegungen unter der Erde. Als wären sie von einem gewaltigen Erdbeben produziert worden, und die längst vergessenen Toten merkten, daß die Zeit ihrer Ruhe nun endgültig vorbei war. Sie hatten einen Anstoß bekommen, es war ihnen gelungen, in den Kreislauf der Götter und der Schwarzen Magie einzudringen. Nicht umsonst hatten sie so lange gewartet, um nun endlich das zu beginnen, wobei sie damals unterbrochen worden waren.

Stärker war der Gestank geworden, der über den Sümpfen schwebte. Ein widerlicher Fäulnis- und Leichengeruch, eingehüllt in Dampfschwaden, die aus der braunen Erde emporstiegen und wie Nebel von der gleichen Farbe schimmerten.

Die Blasen waren größer geworden. Wenn die Fäulnis sie aufblähte und sie dann platzten, gab es knallende Geräusche.

Jedesmal entstanden Krater, aus denen wenig später braungrüne Pranken stießen, deren Klauen sich öffneten und schlossen, als würden sie nach unsichtbaren Gegnern greifen.

Auch der Himmel hatte seine Farbe verändert. Er war schon in den letzten Tagen sehr fahl gewesen, hatte eine graue Farbe angenommen, in die jetzt die aus dem Sumpf steigenden Dämpfe hineindrangen und sie wie lange Arme durchstießen.

Das Grauen befand sich auf dem Weg, und niemand war da, der es aufhalten konnte.

Die Menschen aber wußten Bescheid. Trotz der jahrelangen kommunistischen Herrschaft wußten sie noch von ihren alten Traditionen, denn sie blühten im Verborgenen weiter, wurden von dem Großvater an den Sohn und den Enkel weitergegeben.

Flüsternd nur, aber sehr, sehr eindringlich.

Der Ort hinter dem Knüppeldamm lag schon seit Tagen in einer gespenstischen Ruhe.

Die Menschen verließen kaum die windschiefen Häuser, um irgendwelche Besorgungen zu machen, und wenn sie es taten, dann schauten sie sich furchtsam um.

Oft blickten sie auch zum Himmel, der so wirkte, als wollte er auf sie niederfallen und sie zerschmettern.

Der Geruch aus dem Sumpf hatte sich ausgebreitet. Er überdeckte das Dorf, die Luft konnte kaum noch geatmet werden, man hielt sich Tücher vor Mund und Nase, wenn man nach draußen lief.

Die Angst ging um.

Und doch mußte das Tagewerk vollbracht werden. Die Menschen lebten von der Seidenraupenzucht, es gab regelrechte Kolonien, die sich am Dorfanfang befanden, gar nicht weit weg von dem unheimlichen Sumpf, und bewacht werden mußten.

Tag und Nacht waren Leute abgestellt, die ein Auge auf die Kulturen warfen. Sie allein garantierten den Fortbestand des Dorfes.

Einer dieser Wächter hieß Fu-Peng. Er war noch jung, studierte eigentlich Geschichte und Literatur in Shanghai, aber er mußte für ein Jahr sein Studium unterbrechen, um auf dem Land zu arbeiten.

Man hatte kleine Häuser gebaut, in denen die Raupenzucht betrieben wurde. Obwohl es keine Klimaanlage gab, schafften es die Züchter dennoch, die Temperatur immer konstant zu halten. Wie sie das genau machten, erzählten die alten Meister niemandem. Das war Familienwissen und wurde nur jeweils an den ältesten Sohn weitergegeben.

Fu-Peng wäre gern hinter das Geheimnis gekommen, doch da schwiegen die Alten wie ein Grab. Niemand ließ sich in seine Karten schauen, und man hatte dem Studenten aus Shanghai nur Wachaufgaben zugeteilt.

Die Raupenkulturen befanden sich hinter Glas. Beschlagen waren die Scheiben, so daß Fu-Peng nicht viel erkennen konnte. Obwohl er den Job als langweilig empfand, war er dennoch froh, ihn bekommen zu haben. Kommilitonen von ihm war es da schlechter ergangen. Sie wurden zu Ausbesserungsarbeiten der Großen Mauer in das Landesinnere abkommandiert, da empfand Fu-Peng die Arbeit bei den Raupen als Erholung.

Wie jeden Tag trug er auch an diesem seine blaue, derbe Kleidung. Sie stammte noch aus der Mao-Zeit. Da Fu-Peng in den letzten Jahren

kaum gewachsen war, paßte ihm die Kleidung noch.

Natürlich hatte auch er bemerkt, daß einiges nicht stimmte. Der Geruch aus dem braunen Sumpf war anders geworden, stärker, intensiver, und Fu-Peng hatte sich nicht gescheut, auch Fragen zu stellen. Dabei war er immer sehr komisch angeschaut worden, besonders von den Alten, und die hatten ihn schließlich vor der großen Pest gewarnt.

»Ja, eine Pest hat es mal hier gegeben, das weiß ich. Aber die ist überstanden.«

Da hatten die Alten nur die Köpfe geschüttelt und ihn einen unwissenden Narren genannt. Eine Frau schließlich war dicht an ihn herangetreten und hatte ihm folgenschwere Worte ins Ohr geflüstert.

»Die Toten sind nicht tot. Sie kommen zurück. Und der Sumpf will seine Opfer…«

An die Worte mußte Fu-Peng denken, als er durch die kleine Baracke marschierte und sich die Raupen anschaute, die fast alle mit einem hellen Kokon umgeben waren. Er schüttelte den Kopf. Nein, an diese Märchen wollte er nicht glauben. Die alten Männer und Frauen wußten viele Geschichten zu erzählen, zahlreiche Legenden gab es von guten und bösen Geistern. Jede Provinz, fast jede Stadt oder jedes Dorf hatte seine großen und kleinen Götter.

Wer kannte sich da schon aus?

Fu-Peng jedenfalls nicht. Seine erste Kontrollaufgabe hatte er erledigt. Eigentlich hielt ihn nichts mehr in der kleinen Zuchtbaracke, er öffnete die Tür und trat nach draußen.

Auf der Schwelle noch blieb er stehen und verzog das Gesicht, so daß es wirkte wie ein eingeschrumpfter Apfel. Er konnte es kaum glauben, aber was er zu sehen bekam, ließ sich einfach nicht wegleugnen. Es war grauenhaft und schaurig.

Vom Sumpf her, der links von ihm lag und in den der Knüppeldamm wie ein breites Lineal hineinstach, drangen die Wolken der Pest. Widerliche Gerüche, an verwesende Leichen erinnernd, braune Dampfwolken, die den Hauch des Todes mitbrachten.

Was hatten die Alten noch gesagt?

Die Toten würden zurückkehren oder so ähnlich. Fast sah es so aus, wenn er in die braunen Nebelschleier schaute, die einen so widerlichen Gestank verbreiteten.

Da die Baracke so ziemlich als letzte lag, konnte er nicht nur die Wolken sehen, sondern auch den braunen Sumpf. Er wußte, daß man ihn Pesthügel nannte, aber heute war es ein Pesthügel, der nicht stillag, sondern sich bewegte.

Warf er nicht Wellen?

Und quollen an zahlreichen Stellen nicht gewaltige Blasen hoch, die ihn an dünne, gläserne Kuppeln mit braunen Streifen erinnerten? Ja,

so war es. Und wenn die Kuppeln platzten, weil sie dem Druck nicht mehr standhalten konnten, dann wehte jedesmal eine neue, vom Wind getriebene Pestwolke auf das Dorf zu und erreichte zuerst die Baracke, in der Fu-Peng arbeitete.

Er schlug die Tür zu. Allerdings von innen. Dann lehnte er sich gegen das Holz, riß den Mund auf, schnappte nach Luft, keuchte und hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Überall im Mund schmeckte er den widerlichen Gestank.

Er schien sich auf seiner Zunge und im Rachen festgesetzt zu haben, so daß er die Übelkeit kaum mehr bekämpfen konnte, weil er sie einfach nicht wegbekam.

So schlimm war es noch nie gewesen. Zwar lag bei drückender Luft immer ein gewisser Gestank über dem Dorf, aber das, was er nun erlebte, war grauenhaft.

Fu-Peng wußte nicht, was er machen sollte. Auch die anderen im Ort mußten den Gestank längst bemerkt haben. Sollte er hinlaufen und mit ihnen darüber sprechen? Eine Möglichkeit war es, dann dachte er an die harten Auflagen, die man ihm mit auf den Weg gegeben hatte. Er durfte seinen Arbeitsplatz ohne triftigen Grund nicht verlassen, und den Geruch würde niemand als triftigen Grund anerkennen, zudem Fu-Peng nicht der einzige war, der ihn roch.

Es gelang ihm, seine Übelkeit zu unterdrücken, indem er nur durch die Nase atmete. Das klappte recht gut, und er bewegte sich auf das Fenster mit der trüben Glasscheibe zu, die immer grünlich schimmerte. Mit dem Ärmel wischte er sie erst sauber, damit er einigermaßen etwas erkennen konnte.

Auch vom Fenster aus konnte er auf den Sumpf schauen. Er sah sogar einen Ausschnitt des Knüppeldamms und hatte das Gefühl, als würden sich die alten Bohlen bewegen.

Sie schienen wellenförmig zu laufen, kamen einmal in die Höhe, übertrugen diese Bewegung auf die nächste Bohle und so weiter, bis sie das Ende des Dammes erreichten.

Er wischte über seine Augen. Es konnte sehr gut sein, daß er sich getäuscht hatte. Der Brechungswinkel des Glases zeichnete die Perspektive falsch, da sah man gewisse Dinge manchmal anders, als sie in Wirklichkeit waren.

Er trat wieder zurück und blieb in dieser unnatürlichen Haltung mit einem vorgestreckten Bein stehen.

Etwas hatte ihn irritiert. Entweder drehte er bald völlig durch und die Ereignisse hatten ihn so hart getroffen, oder es gab diesen seltsamen Grund wirklich.

Da hatte sich unter ihm etwas bewegt.

Eigentlich war es unmöglich, denn der Sumpf hörte noch vor dem Dorfeingang auf.

Er konnte nicht wandern!
Wirklich nicht?
Fu-Peng spürte, daß etwas nicht stimmte. Auch mit ihm nicht. Er war innerlich aufgewühlt, erregt, das Blut rauschte in seinem Kopf und schien mit doppelter Geschwindigkeit durch seine Adern zu schießen, er spürte die Gänsehaut, gleichzeitig ein Beweis, wie groß seine Angst mit einmal geworden war.
Und er schaute zu Boden!
Zuerst hatte er sich nicht getraut, aus Angst, etwas Schreckliches zu sehen, nun senkte er den Blick und erkannte, daß er sich nicht getäuscht hatte.
Der Boden bewegte sich!
Aber wieso? Er bestand aus festgestampftem Lehm, der unzählige Jahre überdauert hatte und ausgerechnet an diesem Tag anfing, sich zu verändern.
Er warf Wellen!
Fu-Peng wurde wieder daran erinnert, als er einen Blick auf den braunen Sumpf geworfen hatte. So ähnlich hatte die Fläche auch ausgesehen. Was er dort im Großen erkannt hatte, wiederholte sich nun hier im Kleinen. Der Sumpf war zu einem gefährlichen Gegner geworden, und er hielt sich nicht mehr an seinem Platz, sondern breitete sich aus.
Er wollte das Dorf verschlingen!
Als ihm dieser Gedanke in den Sinn kam, da weiteten sich seine Augen. Die Haut nahm einen fahlen Schimmer an, und Fu-Peng stellte mit Schrecken fest, daß sein rechter Fuß in etwas Weiches trat.
Der Schuh drückte sich in den Boden. Nicht nur das, er sank weiter, und der Student konnte zuschauen, wie plötzlich sein Knöchel verschwand. Erst jetzt kam ihm der Gedanke, es mit einer Gegenkraft zu versuchen. Sein Gesicht verzerrte sich vor Anstrengung, als er versuchte, das rechte Bein aus dem Boden zu reißen. Krebsrot wurde seine Haut. Noch nie im Leben hatte er sich so angestrengt, und er stellte auch fest, daß der Boden nicht nur an einer Stelle weich geworden war, sondern überall im Raum. Der Sumpf war gewandert, er hatte die kleine Baracke erfaßt. Was so lange auf dem festgestampften Lehm gestanden hatte, geriet nun ins Wanken. Es war keine Täuschung, als Fu-Peng die Mauern sah, die ebenfalls nicht mehr ruhig standen, sondern sich bewegten. Sie zitterten und schwankten.
Noch einmal zerrte er mit aller Macht – und kam frei!
Gleichzeitig traf ihn der nächste Schock. Den rechten Fuß hatte er zwar befreien können, dafür steckte er nun mit dem linken fest, und zwar bis zum Schienbein.
Aus seinem Mund drang ein qualvolles Stöhnen. In diesen

Augenblicken erlebte er einen Horror, der unbeschreiblich war. Es gelang ihm nicht mehr, das Gleichgewicht zu halten. Er kippte weg, streckte seine Arme aus und fiel gegen den Kasten, wo die Züchtungen der Seidenraupenkulturen untergebracht waren.

Mit den Handballen schlug er auf das Glas, rutschte langsam daran ab und spürte dann die rauhe Holzkante unter seinen Fingern, aus der sogar noch Splitter hervorstachen und in das Fleisch seiner Handballen drangen. Auf den Schmerz achtete er nicht mehr, das andere war viel schlimmer, doch das Knacken nahm er wahr.

Hinter ihm war es aufgeklungen. Fu-Peng drehte unter großen Mühen den Kopf.

Risse in der Mauer!

Heftig erschrak er, dachte den Gedanken weiter und schaute unter das Dach.

Auch dort tat sich etwas. Es bestand ebenfalls aus hartem Lehm und war mit Holzbalken verstärkt worden. Sie hatten bisher immer gehalten, doch einer bewegte sich bereits und fiel nach unten.

Der junge Mann zog den Kopf ein, riß die Arme hoch und legte sie schützend über das Haar. Es wäre nicht nötig gewesen, der Balken traf nicht ihn, sondern krachte ein Stück entfernt auf die Glasplatte des Tisches, unter dem die Kulturen gezüchtet wurden.

Das Glas zersplitterte in zahlreiche Teile, der Balken rutschte ab und fiel auf den weichen, schwammigen Sumpfboden, wo sein Gewicht ihn sofort nach unten drückte.

Und dann geschah etwas, das den bis zu den Knien im Sumpf steckenden Fu-Peng fast an den Rand des Wahnsinns trieb und ihn an seinem Verstand zweifeln ließ.

Eine Hand erschien aus dem Sumpf!

Zuerst waren es die fünf Finger, die sich zwischen seinem Körper und dem Balken aus der braunen Masse schoben, sich krümmten, streckten, dann im Gelenk drehten, so daß die offene Pranke genau auf den gefangenen jungen Studenten wies.

Der wollte zurück, wuchtete seinen Körper auch nach hinten, doch er steckte mit den Beinen fest, fiel, streckte instinktiv den Arm aus und stieß seine gespreizte Hand in den weichen Boden hinein, der sie aufsaugte wie ein Schwamm das Wasser.

Da hatte sich das Verhängnis vollzogen. Fu-Peng hatte auch seine allerletzte Chance verspielt.

Und die Hand griff zu. Sie wanderte. Dabei erschien ein Teil des Arms, die Bewegungsfreiheit verbesserte sich, die Hand konnte sich drehen, und fünf Finger drückten gegen den Leib des liegenden Studenten. Sie preßten seinen Oberkörper auch mit dem Rücken gegen den Sumpf, der dieses Opfer dankbar annahm und allmählich damit begann, es zu verschlingen, wobei noch eine zweite Hand erschien

und braungrün schimmernde Fingernägel über die Haut im Gesicht des Mannes kratzten.

Fu-Peng brach sein Schweigen. Er hatte den Mund weit aufgerissen. Atmete, schrie, keuchte und sog den Pesthauch in seine Lungen. Das war ihm alles egal, für ihn gab es nur noch den braunen Sumpf, der auf ihn wie ein gieriger Schlund wirkte.

Da brach ein weiterer Balken ab.

Er fiel rasend schnell nach unten. Fu-Peng sah ihn plötzlich riesengroß vor seinem Gesicht erscheinen, einen gewaltigen tödlichen Schatten, der seinen Blickwinkel voll ausfüllte und dann auf seinen Kopf krachte.

Das Schreien erstickte.

Fu-Peng merkte nicht mehr, wie ihn die Klauen in die Tiefe des Pestsumpfs zerrten, der schwere Deckenbalken hatte ihn schon vorher erschlagen…

***

Hektik, Besorgnis und Angst herrschten in London!

Natürlich hatte Shao sämtliche Hebel in Bewegung gesetzt, um Suko und John Sinclair zu finden. Sie konnte sich dabei auf eine Polizei verlassen, die zu den besten der Welt gezählt wurde. Sogar Sir James hatte sie aus der Besprechung beim Minister geholt, und der Superintendent hatte mit Zustimmung des Ministers eine Großfahndung ausrufen lassen.

Was früher oft geklappt hatte, erwies sich in diesem Fall als ein Schlag ins Leere. Zwar befanden sich Flughäfen, Bahnlinien, Ausfahrten und auch Landstraßen unter Kontrolle, von den beiden Gesuchten fand man leider keine Spur.

Sie waren und blieben verschwunden.

Vielleicht war Shao auch zu lange bewußtlos gewesen, so daß der Vorsprung der Kidnapper gereicht hatte, um zu entkommen. Die waren längst über alle Berge, während Shao mit Sir James und einem Verhörspezialisten zusammenhockte.

Sie wollte die Beschreibungen der Männer durchgeben. Landsleute von ihr waren es gewesen, Chinesen, mehr konnte sie auch nicht sagen. Wenn es um Details ging, mußte selbst Shao passen. Die drei Kerle waren einfach zu glatt, zu unauffällig gewesen, als daß es irgendein markantes Merkmal an ihnen gegeben hätte. So half auch die moderne Computertechnik nicht weiter, die Informationen waren zu dürftig.

Dann ordnete Sir James eine Razzia im Londoner Chinesenviertel an. Über 100 Polizisten durchkämmten die Straßen, Gassen und Häuser. Sie ließen kaum etwas aus. Es wurden fünf Opiumhöhlen geschlossen, zwei Saunaclubs mit blutjungen Chinesinnen ebenfalls, aber von Suko

und John Sinclair fand man keine Spur.
Und niemand wollte etwas sagen.
Die Chinesen schwiegen sowieso. Wenn sie nichts verraten wollten, konnte man sie mit glühenden Zangen foltern, sie würden keinen Laut von sich geben.
Stunden dauerte die Razzia an. Die Nacht ging vorbei, ein Erfolg zeichnete sich nicht ab.
Shao hatte nicht nach Hause gehen können, sondern war im Büro des Superintendenten geblieben, wo sie noch immer hoffte und zitterte, aber keinen greifbaren Erfolg präsentiert bekam.
»Gehen Sie doch nach Hause«, sagte Sir James zu ihr, als sie am Morgen die achte Tasse Kaffee trank.
Shao war eigensinnig. Sie schüttelte den Kopf und wollte bleiben.
Dann erschien Glenda Perkins zum Dienst. Sie hatte von all dem nichts mitbekommen. Als sie erfuhr, was geschehen war, wurde sie totenblaß. Ein paar Minuten mußte sie sich setzen, und Shao erzählte mit leiser Stimme von der Entführung.
»Und keine Spur?« fragte Glenda.
»Nein.«
Sir James, der ebenfalls übernächtigt aussah und zudem schwere Sorgenfalten im Gesicht kleben hatte, bat Glenda, ihm Magentabletten zu besorgen. Dazu trank er dieses kohlensäurefreie Wasser. Auf ein Frühstück wollte er verzichten, wie auch Shao.
Doch Glenda schaffte es, die Chinesin dazu zu überreden, wenigstens ein wenig zu essen.
Da stimmte sie schließlich zu. Glenda wollte in einer in der Nähe liegenden Cafeteria etwas holen.
Kaum war sie verschwunden, als das Telefon auf dem Schreibtisch des Superintendenten klingelte. Bei jedem Schellen starrte Shao den Apparat wie hypnotisiert an. Sie wartete auf eine Nachricht, doch die Hoffnung hatte sie eigentlich schon längst aufgegeben, obwohl Sir James es noch einmal versuchen wollte, und zwar mit einer Überprüfung des Mafiafürsten Logan Costello.
Er meldete sich mit barscher Stimme, nachdem er sich auf seinen Schreibtischstuhl hatte fallen lassen, sich danach jedoch kerzengerade hinsetzte, so daß auch Shao aufmerksam wurde. Sir James war so freundlich und schaltete den Lautsprecher ein, damit die Chinesin dem Gespräch folgen konnte.
Was sie zu hören bekam, war brisant.
Natürlich meldete sich der Anrufer nicht mit Namen. Er sagte zur Einführung: »Sie vermissen Ihre beiden Spezialisten?«
Sir James schaltete sehr schnell. Durch einen Knopfdruck gab er so etwas wie Alarm, denn nun wurde eine Fangschaltung hergestellt, mit deren Hilfe es möglich war herauszubekommen, von wo der Anrufer

telefonierte. Der Anrufer brauchte nur eine Weile zu sprechen. Und hinhalten wollte Sir James den Mann.

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, erwiderte der Superintendent auf die Frage.

Ein Zischen erklang, das sich bösartig anhörte. »Hören Sie, Powell, auf den Arm nehmen kann ich mich allein. Und ich bin auch über Fangschaltungen und deren Funktion informiert. Ich rufe Sie später noch einmal an. Aber ohne Fangschaltung.« Nach diesen Worten erklang das bekannte Knacken. Der Bursche hatte aufgelegt.

Sir James ließ ebenfalls den Hörer fallen. Seine Stirn hatte er in Falten gelegt.

Shao blickte ihn verständnislos an. »Weshalb haben Sie den Mann nicht weiterreden lassen?« erkundigte sie sich. »Dann hätten wir etwas über das Schicksal der beiden erfahren können…«

Sir James winkte ab. »Er will noch einmal anrufen. Zudem habe ich das Gespräch nicht unterbrochen, sondern er.«

»Trotzdem.« Shao schüttelte den Kopf. »Sie sollten versuchen, ihm keine Falle zu stellen.«

»Das werde ich auch nicht.«

Es begann die Wartezeit. Glenda Perkins erschien mit einer Tüte, die den Aufdruck der nahegelegenen Cafeteria trug. In Stichworten wurde die dunkelhaarige Sekretärin informiert.

»Dann leben sie ja noch«, erklärte sie.

»Das wollen wir auch schwer hoffen.« Sir James lächelte schmal, während Shao ernst blieb. Sie machte sich wegen ihres Freundes Suko sehr große Sorgen.

Glenda packte ein paar Sandwiches aus. Sie besorgte Kaffee und war froh, daß Shao etwas aß.

Dann meldete sich der Apparat zum zweitenmal. Sofort nahm Sir James ab. Den Lautsprecher hatte er nicht ausgeschaltet, die beiden Frauen konnten mithören. Wie er wurden auch sie enttäuscht, denn es meldete sich einer der Einsatzleiter, der sich nach dem Beginn der Aktion gegen den Mafiaboß Logan Costello erkundigte.

»Verschieben Sie ihn«, erklärte Sir James.

»Wird er denn stattfinden?«

»Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Möglich ist es.«

»Ja, Sir. Nur die Männer warten, und sie werden woanders vielleicht dringender gebraucht.«

»In einer Stunde wissen Sie mehr.«

»Danke, Sir.«

Shao fragte: »Sie wollen nicht gegen Costello vorgehen?«

»Nein und ja. Ich will erst abwarten, was uns der Anrufer zu sagen hat. Seltsamerweise glaube ich nicht an den Bluff eines Wichtigtuers.«

»Das stimmt.«

Abermals vergingen Minuten. Shao kaute nur langsam. Irgend etwas sträubte sich in ihrem Innern, das Sandwich zu schlucken, dann zuckten sie und Glenda zusammen, als der Apparat anschlug.

Diesmal hatten sie Glück.

»Lassen Sie die Fangschaltung«, sagte der Anrufer als erstes. »Sie würden dadurch alles zerstören.«

»Ist bereits erledigt.«

»Gut, Powell, ich verlasse mich auf Sie. Wir haben Sinclair und auch Suko.«

»Das hatte ich mir gedacht«, erwiderte der Superintendent trocken. Aus den Augenwinkeln bemerkte er, daß Shao sich steif hingesetzt und die Hände zu Fäusten geballt hatte. »Sie zu fragen, wer Sie sind, hat wohl keinen Sinn.«

»Nein. Aber ich kann Ihnen beruhigende Informationen liefern, Powell. Wir sind keine Gegner, sondern brauchen Ihre besten Leute, damit sie uns helfen.«

Das hatte Sir James nicht erwartet. »Und deshalb die Entführung?«

»Ja, alles mußte sehr schnell gehen, da wir ein Problem haben. Ich will Ihnen nur soviel sagen. Sollten Sinclair und Suko es schaffen, werden Sie die beiden gesund wiedersehen. Wenn nicht…« Er lachte leise. »Sie kennen ja das Berufsrisiko.«

»Darf man fragen, wo sich die Männer befinden?« wollte Sir James wissen.

»Ja. Nicht in Europa. In Asien. Das wär's, Sir James. Wie gesagt, Sie bekommen sie wieder, falls…« Die letzten Worte ließ er unausgesprochen und legte auf.

Auch Sir James ließ den Hörer auf die Gabel fallen. Er wählte danach sofort eine andere Nummer und blies den Einsatz gegen Logan Costello ab. Anschließend drehte er sich auf seinem Stuhl, trank einen Schluck Wasser und schaute die beiden Frauen an. »Sie haben mitgehört. Ist Ihnen etwas aufgefallen?«

Glenda Perkins schüttelte den Kopf. »Mir nicht. Nur insofern, daß dieser Mann ein sehr klares Englisch sprach, als hätte er es auf einer Universität gelernt.«

»Ja, da gebe ich Ihnen recht, Glenda. Auch mir kam es so vor. Und Ihnen, Shao?«

Die Chinesin hob die Schultern. »Ich habe da einen bestimmten Verdacht«, erklärte sie.

»Und welchen?«

»Es kann durchaus sein, daß wir nicht mit einem Europäer, sondern mit einem Landsmann von mir gesprochen haben. Ich glaube, daß es ein Chinese war, der uns angerufen hat.«

»Sind Sie sicher?«

»Fast. Ich hörte es an bestimmten Betonungen. So sprechen Chinesen,

wenn sie ein korrektes Englisch gelernt haben.«
»Dann wäre John in China«, platzte Glenda hervor.
Sir James lächelte. »Es ist möglich, daß man John und Suko nach China entführt hat oder noch entführen will. Aber es gibt in Asien sehr viele Chinesen. Sie können also überall auf diesem gewaltigen Kontinent stecken.«
»Ob die schon da sind?« fragte Shao leise.
»Das glaube ich nicht. Um Personen aus dem Land zu schmuggeln, braucht man Zeit.«
»Dann sind sie für länger weg.«
»Wir müssen damit rechnen.«
Shao schüttelte den Kopf. »O Gott«, flüsterte sie, »das ist alles so grauenhaft. Ich begreife es nicht. Zuerst dachte ich ja, daß die Chinesen vorgeschoben wurden. Jetzt hörte ich die Stimme und muß sagen, daß es meine Landsleute sind, für die ich mich sehr schäme. Nach China. Was wollen sie da? Steht noch eine alte Rechnung offen?«
»Möglich«, meinte Sir James. »Aber ich glaube nicht daran. Man hat mir ja klipp und klar erklärt, daß gewisse Kreise in Asien unsere Hilfe brauchen. Sie haben sich John und Suko auf eine wenig freundliche Art und Weise ausgeliehen.«
»Und davon sind Sie überzeugt?« fragte Glenda.
»Ja.«
»Wer schafft so etwas?« hakte Shao nach.
Auch darüber war Sir James informiert. »Die Geheimdienste sind in gewissen Dingen eben allmächtig. Meiner Ansicht nach haben Sie, Shao, Besuch von einer kleinen Abordnung des chinesischen Geheimdienstes gehabt.«
Nach diesen Worten herrschte Schweigen zwischen den anwesenden Personen. Jeder mußte erst einmal seine Gedanken sortieren. Bis Shao fragte: »Und was können wir tun?«
Sir James schob die Unterlippe vor. Die Augen hinter seinen dicken Brillengläsern blitzten. »Nichts können wir tun, gar nichts. Nur einfach abwarten und darauf hoffen, daß John und Suko es schaffen.«
»Wie sehen Sie denn die Chancen, Sir?« wollte Glenda wissen.
Der Superintendent hob die Schultern. »Die Chinesen haben Probleme. Und zwar so große, daß sie allein nicht damit zurechtkommen. Wenn sie jemand zu Hilfe holen, dann ist der Krug verdammt tief in den Brunnen gefallen, das können Sie mir glauben.«
»Es sieht also schlecht aus«, stellte Glenda Perkins mit zittriger Stimme fest.
»Ich möchte mich da nicht festlegen, aber wir müssen mit allem rechnen, wie bei jedem Fall.«
Shao wurde nach dieser Antwort des Superintendenten noch blasser.

***

Wir hatten damit gerechnet, daß Quen mit seinem Bericht beginnen würde, doch wir sahen uns getäuscht. Er lächelte nur hintergründig, entschuldigte sich, ging zur Tür und öffnete sie zuerst einen Spalt, durch den er nach draußen schaute. Dann zog er sie weiter auf, nickte zufrieden und ließ einen Mann eintreten, der wie der alte Konfuzius aussah. Es war wirklich ein uralter Mann. Er glich schon einem Zombie, wenn ich mir so seine Gesichtshaut anschaute, die eigentlich gar keine war, sondern sich aus zahlreichen Fältchen zusammensetzte, so daß der Mund kaum zu erkennen war.

Natürlich trug er einen Zopf, der ihm lang bis auf den Rücken hing. Er hatte sich auch nicht in die Einheitskleidung pressen lassen.

Seine Schultern hielten ein Gewand, das fast bis auf den Boden reichte, gelblich braun schimmerte und an einigen Stellen Drachenmuster zeigte.

Bei ihm fielen auch die Hände auf. Sie waren schmal und besaßen sehr lange Finger, die deshalb besonders auffielen, da er die Hände vor der Brust zusammengelegt hatte, als er uns begrüßte. Das Alter hatte seinen Rücken gebeugt, ich erhob mich und deutete ihm an, sich auf die Bettkante zu setzen.

Er lächelte uns zu, verbeugte sich abermals und nahm danach den ihm zugewiesenen Platz ein.

Ein nahezu ehrfürchtiges Schweigen hatte sich über den Raum gelegt. Dieser Greis hatte bestimmt seine 90 Jahre auf dem krummen Rücken, wenn nicht noch mehr.

Quen übernahm wieder das Wort.

»Das ist Ai-Fu-Tschi. Ein Weiser, wie die Leute sagen, einer, der die Götter beschwören kann. Aber deshalb haben wir ihn nicht kommen lassen. Er ist gleichzeitig der älteste Einwohner des Dorfes, in dem wir uns befinden. Er kennt die Geschichte am besten und wird, wenn Sie Fragen haben, Ihnen gern mit den entsprechenden Antworten zur Verfügung stehen.«

»Sie sind gut vorbereitet«, sagte ich.

»Das müssen wir immer sein, Mr. Sinclair.«

»Dann fangen Sie mal an«, sagte Suko, der sich an die Wand gelehnt und die Arme vor die Brust verschränkt hatte.

»Wie Sie wissen, haben wir Sie auf eine etwas außergewöhnliche Art und Weise nach China und damit in die Nähe von Shanghai schaffen lassen. Wir befinden uns hier in einem kleinen Ort nahe der größten Stadt Chinas. Hier werden seit Generationen Seidenraupen gezüchtet, und die Menschen verdienen ihren Lebensunterhalt damit. Aber das ist nicht das Problem. Die Pest ist schlimmer.«

Ich runzelte die Stirn, wollte etwas sagen, doch Chen hob die Hand, und ich schwieg.

»Die Pest hat hier vor einigen Jahrhunderten gewütet und unzählige

Opfer gefunden. Man hat die meisten auf kaiserliche Anordnung hin verbrannt, aber nicht alle Überlebenden sind diesen Befehlen nachgekommen. Sie wollten ihre Verwandten einfach nicht dem Feuer übergeben und lehnten das Diktat ab. Aus dieser Umgebung wurden die Toten z. B. in den Sumpf geworfen, der das Dorf praktisch einschließt. Verbindung zur Außenwelt besteht nur durch einen alten Knüppeldamm, den Sie sicherlich noch zu sehen bekommen. Seit dieser Zeit heißen die Hügel um das Dorf Pesthügel. Man warf die Toten also in den Sumpf, und damit hatte es sich.«

»Sind sie als Moor- oder Sumpfleichen wieder zurückgekommen?« wollte ich wissen.

»Genau, Mr. Sinclair. Sie haben das Problem erkannt. Wir sind der Meinung, daß die Toten als Moorleichen erschienen. Als lebende Leichen, Zombies, wie man bei Ihnen sagt.«

»Und der Grund?« Die Frage stellte Suko. Sie war auch berechtigt, denn bei unseren Gegnern geschah auch nichts ohne Ursache oder tiefere Bedeutung.

»Darauf komme ich noch«, erklärte uns Quen. »Lassen Sie mich vorher von dem ersten Toten berichten, einem Landsmann von Ihnen. Er hieß Ryan O'Casey, stammte aus England, wohnte allerdings schon lange in Hongkong und arbeitete als Verkaufsleiter bei einer Firma, die Naturseide nach Europa exportierte. Er nahm den Männern dieses Dorfes die Seide ab und verkaufte sie. Ryan O'Casey besaß das Vertrauen der höheren Stellen, er konnte sich hier frei bewegen. Um das Dorf zu erreichen, mußte er auch den Knüppeldamm benutzen. Für diese Strecke nahm er einen Jeep, mit einem anderen Wagen ist der Damm kaum zu befahren. O'Casey war so lange im Geschäft, daß er den Damm in- und auswendig kannte. Man kann sagen, daß er von jeder Bohle wußte, wo sie lag. Um so erstaunlicher ist es, daß er dieses Dorf nicht mehr erreichte. Das kann viele Gründe haben, wenn er nicht vom Ort aus beobachtet worden wäre. Ein Mann hat ihn gesehen, und dieser Mann sah auch die Toten aus dem Sumpf. Die Pesthügel entließen ihre furchtbaren Gestalten, denen O'Casey in die Arme fuhr. Sie töteten ihn, zogen ihn in ihren Sumpf, und der Wagen verschwand ebenfalls, so daß von Ihrem Landsmann, Mr. Sinclair, nichts mehr zu finden war. Wir haben den Fall untersucht, weil wir den Aussagen des Zeugen nicht trauten, mußten anschließend einsehen, daß der Mann recht hatte, denn auch wir sahen die Zombies aus dem Pesthügel. Arme, die sich in die Höhe reckten. Sie drangen aus dem Sumpf, wir sahen gefährliche Hände, braun, grün und schuppig. Finger, die sich zu Fäusten schlossen, wieder öffneten. Ich kann Ihnen sagen, es war schrecklich.«

»Und Sie haben nichts dagegen unternommen?« wollte mein Freund Suko wissen.

»Doch. Wir haben Sie geholt.«
Da mußte ich lachen.
Quen aber redete weiter. »Ihr Ruf hat sich herumgesprochen. Man gab uns gute Tips, und da wir diesen Vorfall auf keinen Fall an die große Glocke hängen wollen, werden Sie sich um die Pesttoten kümmern. Wir könnten es auch unter Umständen selbst erledigen, aber…«
Ich winkte ab. »Klar, lebende Tote passen nicht in Ihr Parteiprogramm, nicht wahr?«
Das war hart gesprochen, entsprach allerdings auch der Wahrheit, auch wenn der Funktionär mir nicht zustimmte.
»Und Sie meinen, daß wir mit diesem Spuk fertig werden?« wollte Suko wissen.
»Sonst hätten wir Sie nicht geholt«, lautete die schlichte Antwort des Chinesen.
»Das war ein Kidnapping«, stellte ich richtig.
»Ungewöhnliche Dinge erfordern eben ungewöhnliche Maßnahmen. Sie brauchen auch nicht zu versuchen, mit London zu telefonieren. Das ist von hier nicht möglich. Allerdings haben meine Leute Ihrem Chef Bescheid gegeben, daß es Ihnen gut geht.«
»Wie großzügig«, erwiderte ich spöttisch.
Er überging den Einwand und meinte: »Soviel wollte ich Ihnen sagen. Alles andere wird Ihnen Ai-Fu-Tschi, der Weise, wohl besser erklären können.«
»Was denn?«
»Es gibt da eine alte Geschichte, die sich bis zum heutigen Tag gehalten hat.«
Ich warf Suko einen auffordernden Blick zu. Was sollte man erst groß übersetzen, wenn mein Partner sowieso Chinesisch sprach und verstand. Vielleicht sprach er sogar diesen Dialekt, mit dem man sich hier verständigte.
Suko versuchte es. Als ich die Laute hörte, die aus seinem Mund drangen, wirkte mir mein Partner sehr fremd. So hatte ich ihn selten reden hören, aber ich sah, daß der Alte ein paarmal nickte. Ein Beweis, daß Suko diesen Dialekt verstand.
Das war natürlich vorzüglich.
Es wurde zu einem Zwiegespräch zwischen Suko und dem alten Mann. Einmal redete mein Freund, dann antwortete Ai-Fu-Tschi. Er unterstrich seine Sätze mit hastigen Handbewegungen, für mich ein Zeichen, daß er innerlich erregt war.
Oft deutete der Alte auf die Tür, dann zum Fenster und auch mal zur Decke. Als er wieder in Richtung Tür zeigte, löste Suko sich von seinem Platz und öffnete sie weit.
Schon bei meinem Erwachen aus der Bewußtlosigkeit war mir der

seltsame Geruch aufgefallen. Es hatte irgendwie nach Verwesung und Fäulnis gestunken, war aber noch zu ertragen gewesen, nur als Suko die Tür aufzog, da drang der Gestank direkt in den Raum und raubte uns fast den Atem.

»Mann, mach zu!« rief ich.

Suko schloß die Tür schnell, und Quen sagte: »So ist es eben, Mr. Sinclair, das sind die Pestwolken aus dem Sumpf. Sie riechen, daß wir Ihnen keinen Bären aufgebunden haben.«

»Pestwolken sagen noch nichts über lebende Tote«, stellte ich richtig.

»Keine Sorge, auch die gibt es.«

Danach schwiegen wir, denn Suko unterhielt sich wieder mit dem alten Ai-Fu-Tschi.

Ich beobachtete den Mann. Er ging sehr mit. Auch auf seinem Gesicht spiegelte sich das wider, was er empfand. Als ich ihn zum erstenmal gesehen hatte, waren seine Augen kaum zu erkennen gewesen. Nun aber entdeckte ich sie. Sie wirkten wie kleine, blasse Kugeln in einem Gesicht, das sich nur aus Falten zusammensetzte.

Schließlich nickte er, und Suko stieß prustend die Luft aus, bevor er sich an mich wandte: »Jetzt weiß ich einiges mehr, Alter.«

»Und was?«

»Wirst du gleich hören. Ich kann dir aber schon eins sagen: leicht werden wir es nicht haben.«

»Damit rechnete ich auch nicht.«

»Na ja, okay.« Suko gab sich ganz weltmännisch und hob beide Schultern an. »Der Alte berichtete mir von einer Untat oder einem Vergehen, das lange zurückliegt. Hier hat ja die Pest geherrscht. Viele Kranke wurden verbrannt, wie Quen auch sagte, und einige in den Sumpf geworfen. Unter diesen Menschen, die man dem Sumpf übergab, befand sich einer, der anders war als die anderen. Man konnte ihn zwar nicht als den Dorfheiligen bezeichnen, doch als einen Medizinmann, der versprochen hatte, die Kranken wieder zu heilen. Er beschwor die Götter, hockte nächtelang in seiner Hütte, während um ihn herum die Leute starben und das Schreien der Kranken in seinen Ohren gellte. Dann kamen die Soldaten des Kaisers. Sie sprengten in das Dorf und richteten die großen Scheiterhaufen auf, wo die Pestkranken sterben sollten. Man sagte dem Weisen Bescheid, daß Soldaten angekommen waren. Und dieser Mann ergriff die Initiative. Er holte sich einige Getreue zusammen, um mit ihnen die Flucht zu wagen. Während die Soldaten ihren Rausch ausschliefen, sie verbanden eine Strafexpedition immer mit viel Reiswein, schlichen der Medizinmann und fast alle männlichen Einwohner aus dem Dorf, um sich im nahen Sumpf zu verstecken. Leider ist der Plan verraten worden. Nicht alle Soldaten waren betrunken. Einige von ihnen lauerten am Dorfende auf die Menschen, sahen plötzlich die

Pestkranken und machten mit ihnen kurzen Prozeß. Sie schleuderten sie in den Sumpf, auch den Medizinmann, der übrigens den Namen der Jademann trug.«

»War das alles?« fragte ich.

»Fast.«

»Und die Moral von der Geschichte?«

»Kommt jetzt«, erwiderte Suko. »Man hatte dem Burschen nicht umsonst den Namen Jademann gegeben. In der chinesischen Mythologie ist der Erhabene aus Jade einer der höchsten Götter. Ihm hat der Medizinmann gedient und sich jahrelang mit seinem Zauber beschäftigt, den der Erhabene aus Jade hinterließ. In einer stürmischen Nacht soll er dem Magier erschienen sein und ihm etwas gegeben haben, das er mit in den Sumpf nahm. Es war ein langer Dolch aus Jade, dessen Klinge mit dem Blut des Medizinmannes gefüllt werden mußte, so daß der Dolch immer rot schimmerte. Das hat der Knabe getan und bekam somit die Macht.«

»Auch über die Toten?«

»Die Legende besagt, daß er die Menschen, die mit ihm in den Sumpf geworfen wurden, kurz vor ihrem Tod mit dem blutgefüllten Jadedolch berührt hat.«

»Dann muß er ihnen Wunden zugefügt haben«, folgerte ich.

»So wird es gewesen sein.«

»Haben sie damit ein untotes Leben bekommen?«

Suko hob die Schultern. »Genaues weiß niemand. Es wird aber so gewesen sein.«

Ich runzelte die Stirn. »Aus welchem Grunde sind die Sumpfmonstren gerade jetzt zurückgekehrt?«

»Dafür gibt es keine direkte Erklärung, nur eine Vermutung, die mir Ai-Fu-Tschi genannt hat. Es muß irgendwie mit den tektonischen Gegebenheiten dieses Landstrichs zusammenhängen, erklärte er. Wie wir aus unseren Zeitungen wissen, hat es in Zentralchina ungeheuer starke Erdbeben gegeben. Das liegt zwar schon länger zurück, aber die Ausläufer des Erdbebens müssen auch diesen Sumpf erfaßt haben. Was wissen wir denn, was unter der braunen Oberfläche alles geschehen ist? Da können Umwälzungen stattgefunden haben. Untote, die jahrelang tief unten geschmachtet hatten, wurden wieder an die Oberfläche gedrückt. Das ist auch meine Erklärung. Zudem haben wir mit Moorgeistern ja unsere Erfahrungen.«

Da hatte Suko ein wahres Wort gesprochen. Ich brauchte nur an die Bestien aus dem Geistersumpf zu denken, die uns in Norddeutschland so großen, Ärger bereitet hatten. [3]

Ich nickte. »Das wird es wohl sein«, erklärte ich und schaute Quen an, der in den letzten Minuten kein Wort gesprochen hatte.

»Was sagen Sie denn als Offizieller dazu?«

»Nichts.«
Ich lachte. »Sie nehmen es so hin?«
»Ja und nein. Ich würde es natürlich nie offen zugeben, deshalb muß die Gefahr im Keim erstickt werden, und aus diesem Grunde haben wir sie rufen lassen.«
»Wirklich toll.« Ich grinste schief und schaute meinen Freund Suko wieder an. »Gibt es eine Gegenwaffe, mit der der Jademann besiegt werden kann?«
»Nein. Wenigstens kennt Ai-Fu-Tschi keine. Der Fall liegt auch kompliziert, denn der Erhabene aus Jade war kein schlechter Dämon, sondern ein guter Geist. Willst du ihn mit weißer Magie bekämpfen, John? Das wird kaum klappen.«
Wenn ich darüber nachdachte, hatte Suko vielleicht recht. Es würde wirklich haarig werden, denn wir hatten wenig Konkretes in der Hand. Wir mußten uns erst einmal auf das Glück verlassen.
»Und wie sollen wir vorgehen?« wandte ich mich an Quen. »Haben Sie sich schon darüber Gedanken gemacht?«
»Ich kann Ihnen nur mit Vorschlägen dienen.«
»Dann bitte.«
»Die Gefahr geht vom Sumpf aus. Es ist unmöglich, ihn trockenzulegen, deshalb sollte man die Bestien da bekämpfen, wo sie aus der braunen Erde steigen.«
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, wir werden nicht in das Sumpfgebiet hineingehen, denn das käme einem Selbstmord gleich. Zudem kennen wir die Wege, die es vielleicht gibt, nicht.«
Da lächelte Quen ein wenig überlegen. »Sie vergessen eins, Mr. Sinclair. Es existiert dort der Knüppeldamm. Er durchschneidet den Sumpf und ist begehbar.«
Das stimmte allerdings. »Und doch hat es meinen Landsmann dort erwischt.«
»Er war unvorbereitet. Sie werden es nicht sein.«
Dieser Knabe hatte auch für alles ein Gegenargument. Ich mußte da passen. Und ablehnen konnten wir nicht, sonst wären wir selbst noch im Sumpf gelandet.
Die Raffinesse der Chinesen war wirklich nicht zu überbieten. Obwohl ich die Tat verachtete, kam ich nicht umhin, diese Leute irgendwie zu bewundern. Sie hatten uns in Zugzwang gebracht, und wir waren ihnen ausgeliefert. Was Dämonen nicht geschafft hatten, brachten diese Leute durch einen fast simplen Trick fertig. So etwas war mir in meiner Laufbahn auch noch nicht passiert.
Ich wandte mich wieder konkreteren Dingen zu und damit meinem kompetenten Gesprächspartner Quen. »Was ist alles noch passiert?« wollte ich von ihm wissen.
»Bisher nur der eine Mord. Und der hat uns gereicht.« Mit der letzten

Antwort war er mir fast sympathisch geworden.
Ich lächelte und fragte weiter: »Gibt es hier eigentlich auch Gasmasken?«
»Nein, wieso?«
Ich deutete in Richtung Tür. »Den Gestank draußen können vielleicht Schweine aushalten, aber dazu zählen wir uns nicht. Wir haben keine langen Ohren und auch keine Ringelschwänze.«
»Das glaube ich Ihnen gern.« Quen lächelte. »Nur müssen Sie sich den Gegebenheiten hier anpassen. Die Menschen aus dem Dorf tragen auch keine Masken. Wird der Gestank zu schlimm, binden sie sich Tücher vor Mund und Nase. Damit kann ich Ihnen allerdings dienen.«
»Danke, die haben wir selbst.«
Draußen entstand plötzlich Lärm. Jemand schrie laut und klagend. Andere Stimmen fielen mit ein, mir kam es vor, als würden wir ein großes Jammern erleben. Irgend etwas mußte passiert sein, das die Leute so sehr aufregte.
Der Meinung war auch Quen. Hastig machte er kehrt und lief zur Tür: Mit einem heftigen Ruck öffnete er sie.
Augenblicklich wurde das Geschrei lauter, aber auch die stinkenden Wolken drangen in den Raum. Ich hatte einen freien Blick nach draußen auf die Straße, deren Belag aus festgestampftem Lehm bestand, und ich konnte die braunen, langen Nebelschleier sehen.
Stinkende Grüße aus dem verdammten Pestsumpf.
Jemand rannte auf den offenen Eingang zu. Er war sehr aufgeregt und wedelte mit beiden Armen. Sein Gesicht glänzte, als hätte man es mit einer Speckschwarte eingerieben.
Quen fing ihn ab.
Dann begann der Mann zu sprechen. Er hörte sich seltsam an, denn er stieß die Laute hastig aus. Seine Stimme überschlug sich, ich bemerkte, daß Quens Begleiter aufhorchten und auch Suko zusammenzuckte.
»Was ist denn?« wandte ich mich an meinen Partner.
»Da ist was passiert«, flüsterte Suko mir zu. »Muß eine ziemlich harte Sache gewesen sein. Es gab einen Toten.«
»Mord?«
»Kann sein. Der Sumpf oder die Geister aus dem Sumpf werden ihr erstes Opfer geholt haben.«
»Ihr zweites«, verbesserte ich meinen Partner.
»Meinetwegen auch das.«
Jetzt wandte Quen sich um und winkte uns zu. Wir waren mit wenigen Schritten bei ihm. Der Mann, mit dem er gesprochen hatte, lehnte an der Wand und preßte seine Hand auf die Brust, die sich unter seinen Atemzügen hob und senkte.
»Was ist geschehen?« Diese Frage hatte ich an Quen gestellt.

»Es hat einen Toten gegeben. Einen jungen Studenten, der in einem der Zuchthäuser auf die Raupenkultur achtgeben sollte. Nicht weit von hier, nur ein paar Schritte.«

»Die Zombies?« fragte ich.

»Keine Ahnung, aber alles deutete darauf hin. Es gibt keine Zeugen, nur ein zusammengebrochenes Haus.«

»Wie das?«

Quen hob die Schultern. »Es hört sich zwar seltsam an, aber wie mir der Mann hier berichtete, ist der Boden in der Nähe des eingestürzten Hauses sehr weich und nachgiebig.«

»Wie im Sumpf – oder?«

»Ja.«

»Dann muß der Sumpf gewandert sein«, bemerkte Suko und ballte die Hände zu Fäusten.

Ich hatte ihn nicht kommen hören, aber ich vernahm seine Stimme. Ai-Fu-Tschi sagte etwas, das Suko mir mit leiser Stimme übersetzte.

»Und der Sumpf wird kommen und diejenigen fressen, die sich schuldig gemacht haben…«

Ich schluckte. Nicht nur der verdammte Gestank trieb mir fast den Magen in die Kehle, auch das, was Suko gesagt hatte, war nicht dazu angetan, meinen Zustand zu verbessern. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß der Sumpf es tatsächlich ernst meinte und sich der alte Fluch erfüllen würde.

Das gefiel mir überhaupt nicht.

»Wir müssen hin!« sagte Quen. »Und zwar jetzt. Sofort. Zögern hilft nichts mehr. Bevor weitere Menschen…«

Er verstummte, denn wie auch wir hatte er den Schrei vernommen, der hinter uns aufgeklungen war.

Gemeinsam flirrten wir herum.

Unsere Augen wurden groß, denn einen von Quens Begleitern hatte es erwischt.

Mit beiden Beinen steckte er fast bis zu den Knien im sumpfigen Boden…

***

Wir sahen ein schlimmes Bild.

Vielleicht zwei Sekunden starrten wir darauf, bevor wir reagierten, doch die Zeit reichte, um sich die Einzelheiten einzuprägen.

Der Mann hatte die Arme halb erhoben und die Hände geballt.

Sein Gesicht war verzerrt, weit stand der Mund offen, ebenso die Augen. Die Haut hatte eine krebsrote Farbe angenommen, ein Zeichen dafür, wie sehr er sich anstrengte, dieser hundsgemeinen und tödlichen Falle zu entrinnen.

Er zerrte mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft, und er

schaffte es sogar, das rechte Bein freizubekommen, doch der nächste Tritt, er konnte das Bein nicht in der Luft halten, brachte ihn wieder in höchste Bedrängnis.

Abermals sackte er ein. Und wieder stand er mit zwei Füßen im sumpfigen Boden.

Dieser Boden hatte die Ausmaße des gesamten Raumes übernommen. Es gab nichts mehr, das an normale Erde erinnerte. Nur noch eine braune zähe Masse, die durch den Raum wellte.

Möbelstücke versanken ebenso wie der Mann. Wir schauten auf unsere Füße, da jedoch war alles normal.

Der zweite Mann wollte vorspringen und seinem Freund helfen.

Ich bekam ihn an der Schulter zu packen, griff hart zu und schleuderte ihn wieder zurück.

»Wollen Sie auch versinken?« schrie ich dabei.

»Aber wir müssen etwas tun!«

»Klar, nur nicht so.« Ich drehte mich um. »Wir brauchen eine Stange oder ein Seil, schnell. Sorgen Sie dafür, Quen!«

Der stand bereits mitten auf der Straße und schrie seine Befehle.

Er zog plötzlich eine Pistole und schoß zweimal in die Luft. Das Zeichen verstanden die Leute. Sie begannen zu rennen, verfolgt vom Echo der Schüsse und von den Schreien Quens und seines Begleiters, der immer tiefer in den Sumpf hineingeriet und uns aus weit geöffneten Augen flehentlich anschaute.

Ich konnte nichts anderes tun, als ihm Mut zuzusprechen. Mehr lief wirklich nicht.

»Halten Sie aus!« rief ich. »Bleiben Sie um Himmels willen ruhig. Es wird Hilfe kommen.«

Er starrte mich nur an.

»Verdammt, John, die Mauern!« Die Worte hatte Suko gesprochen. Ich wandte meinen Blick von dem Chinesen ab und schaute auf ein Fenster. Zwischen der Oberkante und dem Dach hatte die Lehmmauer einen Riß bekommen, der sich immer mehr verbreiterte und schon die Dicke eines normalen Zeigefingers angenommen hatte. Wenn das so weiterging, würde mit diesem Haus das gleiche geschehen wie mit dem, wo die Seidenraupen gezüchtet wurden.

Verdammt, wann kam nur das Seil?

Endlich sah ich einen alten Chinesen. Er verließ ein Haus und hatte sich ein Seil über die Schulter gelegt.

Während ihm Quen entgegenrannte und der alte Ai-Fu-Tschi zur Seite lief, damit wir Platz hatten, stellten Suko und ich uns in Positur. Ich winkte Quen, uns das Seil herüberzuwerfen. Er nickte kurz und schleuderte es uns zu.

Suko fing es auf. »Geben Sie acht!« schrie er dem bedauernswerten Mann zu.

Der steckte bis über die Knie im Sumpf. Er stand da in einer Haltung mit gespreizten und dem rechten vorgestreckten Bein. Beim ersten Wurf griff er daneben, so nervös war er.

Erst der zweite Versuch klappte.

»Festhalten!« schrie ich. »Am besten ist es, wenn Sie sich das Seil um den Arm wickeln.«

Er nickte und folgte meinen Anordnungen, während Suko auf unserer Seite das gleiche tat.

»Alles klar?« rief er.

Der Mann nickte. Sein Gesicht war nach wie vor von Angst und Panik gezeichnet. Er schluchzte und jammerte, sein Schreien klang erstickt. Wahrscheinlich besaß er nicht mehr die Kraft dazu.

»Aufpassen!« rief Suko ihm zu, und dann zeigte mein Freund, welch eine Kraft in seinem Körper steckte.

Der Inspektor beugte sich so weit zurück, wie es möglich war. Ich vernahm seinen keuchenden Atem, er verdrehte die Augen, seine Lippen zitterten, und an der Stirn traten zwei Adern so dick hervor wie Fingerstränge.

Schaffte er es?

Ich schaute nicht nur auf ihn, sondern auch auf den Begleiter Quens. Er war nach vorn gekippt, lag jetzt bäuchlings auf dem sumpfigen Boden. Seine Hände hatten sich förmlich in das Seil gedreht. Es war weiter vorn straff gespannt und schnitt auch hart in seine Haut. So stark, daß links und rechts davon das Fleisch deutlich hervorquoll.

Er ächzte.

Speichel sprühte vor seinem Mund. Der Schweiß rann über seine Stirn und lief in die Augenbrauen. Der Mann gab wirklich alles, aber ob es reichte, war fraglich.

Und auch Suko kämpfte. Er wollte diesen Menschen nicht den unheimlichen Kräften des Sumpfes überlassen.

»Hilf mir, John!«

Er stieß den Befehl zischend hervor. Ich hatte darauf gewartet, wollte meinem Partner aber nicht vorgreifen und packte nun das Seil, um es kräftig zu ziehen.

Gemeinsam unternahmen wir alles Menschenmögliche, um den Mann dieser Hölle zu entreißen.

Es wurde ein gnadenloser Kampf. Verbissen, zäh – wir rangen um jeden Zentimeter, wobei der Sumpf aus tausend braunen Armen zu bestehen schien, die ihr Opfer nicht losließen.

Der Kampf wogte hin und her.

Suko hatte sich weit zurückgebeugt. Ich kniete am Boden, hatte mein Kreuz durchgedrückt und das Seil um die Hände gewickelt.

Wir hatten Erfolg.

Bisher war der Sumpf stärker gewesen. Mit vereinten Kräften jedoch

gelang es uns, den Chinesen aus dieser zähen Masse zu befreien.
Stück für Stück rutschte er. Der Mann wimmerte nur noch. Er war mit seinen Nerven am Ende, eine verständliche Sache.
Leider ging es nicht so rasch, wie wir es uns vorgestellt hatten.
Eine zweite Gefahr kam ebenfalls noch hinzu.
Es war das Gebäude an sich.
Gebaut für einen festen Grund, der sich nun verändert hatte, reagierten auch die Mauern. Zwar bestanden sie nicht aus einzelnen Steinen, so wie die Häuser in Europa, aber auch die Mauern aus festgestampftem Lehm konnten sehr schwer sein, wenn sie kippten.
Risse hatten sie schon.
»John, noch härter!« keuchte Suko.
Er hatte recht, denn nicht nur die Mauern waren in Mitleidenschaft gezogen worden, auch das Dach lag nicht mehr so fest und geriet ebenfalls in Bewegung.
Schon rieselte der Lehm über die Innenwände, dann fielen die ersten Brocken hervor, und eine dritte Gefahr machte uns plötzlich zu schaffen. Eine Gefahr, von der wir bisher nur gehört, sie allerdings nicht gesehen hatten.
Sie kam aus der Tiefe des Sumpfs!
Ein Zombie!
Nicht weit von dem bedauernswerten Mann entfernt, geriet der Boden in seltsame Schwingungen. Er warf meiner Ansicht nach stärkere Wellen, als würde sich unter ihm etwas bewegen.
Es war in der Tat so, und etwas stieß aus dem braunen Sumpf hervor.
Eine Hand!
Übergroß kam mir die Klaue vor. In der Farbe und Art an einen kurzen Baumstumpf erinnernd. Fünf Finger, die gespreizt waren und ihre spitzen Nägel zeigten.
In der Hand und am Stück des Unterarms sah ich dicke Furchen.
Sie schienen hineingeschabt zu sein, und in den kleinen Mulden schimmerte es grünlich.
Eine Pranke des Grauens bot sich unseren Augen. Ohne daß ein Teil des Oberkörpers gefolgt wäre, drehte sie sich plötzlich und wies mit ihrer geöffneten Fläche auf den noch immer im Sumpfboden steckenden menschlichen Körper.
Sie spürte ihn, sie roch ihn, und ihre Absicht war klar.
Töten!
Das wußten auch Suko und ich. Ohne daß wir uns gegenseitig zu verständigen brauchten, setzten wir noch mehr ein und zogen mit aller uns zur Verfügung stehenden Kraft.
Es ging um Sekunden.
Nur einer konnte Sieger sein.
Wir waren verloren!

Wie das weit aufgerissene Maul eines Haifisches, in das unfreiwillig eine Beute hineingeschwommen ist, so schnappte die Hand urplötzlich zu. Auf einmal klatschte sie auf den Rücken des Mannes, klammerte sich in seiner Kleidung fest und begann damit, den Chinesen wieder zurückzuziehen.

Jetzt hatten wir es nicht nur mit einer Kraft zu tun, sondern auch mit einer zweiten, die der ersten ebenbürtig war.

Die Hand des Zombies kannte keine Gnade. Sie war eisenhart, sie wollte die Vernichtung menschlichen Lebens, und es gelang ihr tatsächlich, sich unseren Bemühungen so entgegenzustemmen, daß wir nicht die Spur einer Chance mehr hatten.

Die Klaue half weiterhin mit, den Mann in die gefährliche schwammige Erde zu drücken.

Ich ließ plötzlich los. Suko hatte ich über mein Vorhaben nicht informiert. Als nur noch die Hälfte der Kraft an diesem Ende des Seils hing, wurde er davon überrascht und ein Stück in den Raum hineingerissen, wobei er in die gefährliche Nähe des Sumpfs geriet, denn Suko hatte mit einem Teil seines Oberkörpers die Schwelle bereits überwunden.

»Seil nachlaufen lassen!« schrie ich meinem Partner zu, und Suko entwickelte seine Gelenke.

Da krachten Schüsse. Hinter mir waren sie aufgeklungen. Ich zuckte zusammen und sah, wie die Kugeln vor mir in die aus dem Boden ragende Hand einschlugen.

Es war riskant von Quen zu schießen, denn er hätte leicht seinen eigenen Mann treffen können, doch der Chinese war ein wahrer Meisterschütze. Er jagte das Blei in das Gelenk und in den Teil des Unterarms, der noch aus dem Sumpf ragte.

Die Reaktion war ähnlich der, als hätte er gegen einen Baumstamm geschossen. Aus dem Unterarm wurden Stücke herausgefetzt, die mich an Rinde erinnerten, aber die Hand konnte er nicht zerstören.

Und der Mann schrie.

Er wußte plötzlich, daß auch wir ihm kaum noch helfen konnten.

Zudem hatte die Klaue ihn so weit in den Sumpf gedrückt, daß es unmöglich war, sich noch zu befreien.

Es waren schlimme Augenblicke für uns alle. Wir mußten mit ansehen, wie ein Mensch starb, und ich griff ebenfalls zur Pistole, während Suko noch eisern den Strick festhielt.

Bevor ich jedoch abdrücken konnte, war es schon geschehen. Niemand von uns hatte mehr auf das Dach geachtet, das gefährlich breite Risse bekommen hatte, die die Abdeckung in mehrere schwere Teile spalteten.

Sie fielen nach unten.

Ich schloß für Sekunden die Augen, wollte das Schreckliche nicht

sehen. Wir vernahmen ein hartes Platschen, als die einzelnen großen Stücke mit dem Boden Kontakt bekamen, und als ich die Augen wieder öffnete, sah ich auch den Staub, der hochwallte und das gnädig verdeckte, was sich unter den herabgefallenen Platten abspielte.

Sie bewegten sich noch. Ein Zeichen, daß auch der Mann nicht aufgegeben hatte.

Wir hörten dumpfe Laute, ein Gurgeln und Röcheln, sahen jedoch nichts, und es gab wohl keinen der Zuschauer, dem es nicht eiskalt den Rücken hinablief.

Dem Chinesen unter den Dachteilen konnte niemand mehr helfen. Auch wir nicht.

Betroffen blieben wir stehen. In unseren Gesichtern spiegelte sich das Grauen wider, das wir allesamt empfunden hatten.

Es war ein Gefühl, das ich kaum beschreiben konnte. Schon des öfteren hatte es mich gepackt, immer dann, wenn ich eine Niederlage eingestehen mußte.

Und das hier war eine Niederlage.

Ich schluckte. Dann drehte ich mich zur Seite und erkannte Quen.

Auch sein Gesicht war grau geworden. Falten zeichneten die Haut.

Sein Adamsapfel bewegte sich beim Schlucken auf und nieder. Er schien durch mich hindurchzuschauen, und mit tonloser Stimme fragte er: »Was ist eigentlich geschehen?«

Sein Geist mußte verwirrt sein, anders konnte ich mir seine Reaktion nicht erklären.

Der zweite Mann lehnte an der Hauswand. Er zitterte, und Suko starrte auf seine Handflächen. Sie wiesen einige Wunden auf, die das harte Seil gerissen hatte. Das Blut hatte Streifen hinterlassen.

»Er ist tot«, sagte ich zu Quen.

Kaum hatte er meine Worte gehört, als sich sein Blick wieder klärte. Er wischte über seine Augen, als wollte er einen letzten Schleier fortputzen, dann nickte er und murmelte: »Tot, ja, er ist tot…« Schließlich senkte er den Kopf und ging zur Seite.

Leiernd gesprochene Worte ließen mich aufhorchen. Ich wandte mich um und sah den alten Ai-Fu-Tschi auf dem Boden knien. Er spannte einen mich an Leder erinnernden Streifen zwischen seinen Fingern, auf dem seltsame goldene Perlen glänzten, die er, wenn er einige Worte seines Gebetes gesprochen hatte, jedesmal küßte.

Weit beugte er sich dabei vor. Seine Lippen berührten die Perlen, bevor das Spiel wieder von vorn begann.

Ich hatte nicht die Muße, ihn zu fragen, denn jetzt galt es, weitere Gefahren zu bannen.

Die ersten Menschen trauten sich wieder aus den Häusern. Sie sahen die Bude mit dem eingestürzten Dach, wußten jedoch nicht genau, was geschehen war.

Quen erzählte nichts. Sie würden es früh genug erfahren.

Im gleichen Augenblick stürzten die Mauern ein. Sie fielen nach innen, und der Vergleich mit einem Kartenhaus kam mir in den Sinn. Unwillkürlich sprang ich zurück, obwohl nicht die Gefahr bestand, daß ich getroffen wurde.

Normalerweise erwartet man bei Hauseinstürzen ein Krachen.

Das war hier nicht der Fall. Zwar staubte es fürchterlich, doch die Mauern waren auf den weichen Untergrund gefallen, und der Sumpf, mit neuer Nahrung versorgt, begann zu schmatzen.

Er zog die Teile in seine dunkle, unergründliche Tiefe. Staunende und entsetzte Augen schauten zu. Wir aber, die wir ausgezogen waren, um das Grauen zu stoppen, durften unsere Blicke nicht mehr länger an dem Ort des Geschehens kleben lassen, sondern mußten etwas unternehmen.

»Jetzt zeigen Sie mal, was Sie können!« sagte ich zu Quen, der sich noch immer nicht rührte.

»Was soll denn geschehen?«

»Das werden wir sehen. Erst einmal müssen wir feststellen, wie weit sich der Sumpf bereits ausgebreitet hat und welch eine Strecke er nimmt. Mich wundert es, daß man unter der Straße nichts spürt.«

»Unter dem Lehm liegen zum Teil Steine«, sagte er.

»Woher wissen Sie das?«

»Man hat es mir berichtet.«

Suko dachte schon weiter. »Und wie verhält es sich mit dem Damm, der durch den Sumpf führt?«

»Da ist es ähnlich. Ein Teil Steine, dann wieder Lehm. Es wechselt sich ab.«

Nach diesen Worten stellten wir fest, wie der Sumpf nun eigentlich wanderte. Dabei fiel mir etwas sehr Seltsames auf. Das Dorf wurde nur an einer Seite vom Sumpf einbegrenzt. Zur anderen hin, nach Osten, begann hügeliges Gelände, und terrassenförmig angelegte Berge bauten sich auf.

Ich sah auf den Terrassenstufen sogar einige Hütten stehen, und der Gedanke, dorthin zu flüchten, kam mir automatisch.

Darüber sprach ich auch mit Quen.

Er nickte bedächtig. »Ja, das wäre eine Möglichkeit. Wir müßten das Dorf evakuieren.« Er schaute auf seine flache Uhr. »Und wann?«

»Wenn es geht, sofort. Kümmern Sie sich darum?«

»Sicher, ich mache das.« Er nickte seinem Begleiter zu, der sich wieder einigermaßen gefangen hatte und mit einem Tuch den Mund abwischte. Er war jetzt nicht mehr so blaß im Gesicht wie zuvor.

Trotzdem flackerte sein Blick weiterhin.

In chinesischer Sprache erhielt er die Anweisungen seines Chefs.

Obwohl wir nichts von alldem verstanden, begriffen wir, was er

meinte, denn er unterstrich seine Worte mit zahlreichen Gesten und deutete auf die der Straße entlang aufgebauten Häuser.

Ich sah, daß die Aufgabe in guten Händen lag und lief Suko nach, der dort stehengeblieben war, wo die Straße endete und der alte Knüppeldamm begann.

Mein Partner war innerhalb der aus dem Sumpf steigenden braunen Dunstschwaden nur schemenhaft zu erkennen. Auch mir wurden diese Schwaden entgegengeweht, und ich hatte meine liebe Mühe und Not, immer rechtzeitig Luft zu holen, denn jedesmal preßte ich mein Taschentuch vor den Mund.

Neben Suko blieb ich stehen.

Der Inspektor warf einen kurzen Blick in mein angespanntes Gesicht und deutete dabei nach vorn. »Da ist er«, sagte er.

Er meinte damit den Sumpf.

Soweit das Auge reichte, sah ich nur die verdammte braune Fläche. Sie erinnerte mich an einen dunklen, aus Torf bestehenden See, der aber nie ruhig war, sondern sich bewegte.

»Laß uns auf den Damm gehen«, schlug ich vor.

Es waren nur ein paar Schritte, dann hatten wir die dicht nebeneinander gelegten Holzbohlen erreicht.

Dort blieben wir erst einmal stehen. Wir achteten jetzt nicht so sehr auf den Sumpf, sondern schauten nach, welche Zerstörungen er bereits angerichtet hatte.

Quen hatte von der Seidenraupen-Kultur gesprochen. Diese Züchtungen waren in mehreren barackenähnlichen Bauten untergebracht worden. Von den Häusern gab es nur noch Trümmer. Der wandernde Sumpf hatte dafür gesorgt. Und er bewies uns weiterhin, wie gierig er war, denn er saugte die einzelnen Teile in sich auf. Dabei erinnerte er mich an einen Schlund, der einfach unersättlich ist.

Plötzlich spürten wir das Vibrieren unter unseren Füßen. Es war nur ein kurzes Zucken, das allmählich verlief, aber sowohl Suko als auch ich waren gewarnt.

Da tat sich etwas.

Sicherheitshalber gingen wir ein paar Schritte vor. Ich war schneller als Suko und sah auch die Hände, die zu beiden Seiten des Dammes aus dem Sumpf stiegen.

Mein Blick wurde so von ihnen angezogen, daß ich auf den Damm selbst nicht achtete, und das war ein schwerer Fehler. Der Sumpf brodelte nicht nur rechts und links des Knüppeldamms, sondern auch unter mir. Ich merkte es leider zu spät, denn dicht vor mir brachen plötzlich die alten Holzbohlen auf.

Eine unwiderstehliche Kraft drückte sie in die Höhe, sie splitterten auf, und Teile davon schossen dicht vor meinem Körper hoch, bevor

eine Hand aus der Öffnung stach und gedankenschnell mein rechtes Bein umklammerte.

Instinktiv warf ich mich zurück, denn ich wollte noch weg. Meine Reaktion erfolgte zu spät. Die Finger waren einfach zu fest, und sie rissen mir das Standbein weg.

Lang fiel ich auf den Rücken.

Im nächsten Augenblick schob sich der Körper eines Sumpfmonstrums aus der Öffnung…

***

Quen mußte seinen Assistenten erst anschreien, bevor dieser überhaupt zu einer Handlung fähig war.

»Sie nehmen die rechte Häuserseite, und ich die linke!« brüllte der Geheimdienstmann.

Endlich hatte der andere begriffen. Niemand der beiden Offiziellen wußte genau, wie weit sich der Sumpf bereits ausgebreitet hatte, die Straße jedenfalls war von ihm nicht erfaßt worden, hier konnte man sich noch normal bewegen.

Quen wartete, bis sein Mitarbeiter in einem Haus verschwunden war und kümmerte sich dann um seine Seite.

Kaum hatte er die Tür geöffnet, als er abrupt stehenblieb.

Der Boden bebte.

Aber kein Mensch steckte in ihm. Zum Glück nicht, die Bewohner hatten ihr Haus verlassen. Trotzdem wollte sich der Mann erst davon überzeugen und machte sich mit lauter Stimme bemerkbar. Sie hallte durch ein leeres Haus, eine Antwort bekam er nicht.

Das nächste.

Hier traf ihn das Entsetzen.

Jenseits der Tür lag ein großer Raum. Ein kleiner Altar stand links in einer Ecke, und ihm gegenüber befand sich die Feuerstelle, die jetzt erloschen war.

Aber zwischen Tür und dem gemauerten Kamin hielt sich eine alte Frau auf. Die Distanz konnte sie nicht überwinden, da sich der Boden vor ihr bewegte, sich ein Krater bildete und eine braungrüne Klaue entließ, deren Finger eine Faust bildeten.

Die Frau zitterte vor Angst.

Sie trug ein Kopftuch, unter dem dünne Haare hervorschauten, die einen silbrigen Schimmer aufwiesen, Entsetzt und um Hilfe suchend schaute sie den Mann an, doch Quen konnte nichts machen, für einen Sprung war die Distanz zu groß, und auch wenn er es knapp geschafft hätte, mußte er noch immer mit der Frau zurück.

»Hol mich hier weg!« wimmerte sie.

Quen suchte blitzschnell nach einer Möglichkeit, es dennoch zu schaffen.

Ja, es gab eine Chance. Die Frau konnte ihr Leben verlängern, wenn sie auf den breiten Rand der Feuerstelle kletterte und er inzwischen ein langes Brett fand, das er anlegen konnte.

Und das sagte ihr Quen auch. Die alte Frau begriff nicht sofort.

»Verdammt, klettere auf die Feuerstelle! Es eilt, sonst frißt dich der Sumpf.«

Er wußte nicht, ob sie seinen Forderungen nachkam, denn hinter ihm erklangen plötzlich hastige Schritte auf. Ein junger Mann lief die Straße entlang, schlug einen Bogen, und Quen sah, daß der Heranstürmende ihn sich als Ziel ausgesucht hatte.

»Meine Großmutter!« schrie er, als er nahe genug heran war.

»Meine Großmutter, sie ist noch da!«

»Ja, ich weiß!«

»Ich… ich muß sie holen!« Er wollte an Quen vorbei, dagegen hatte der Mann vom Geheimdienst etwas. Der Junge lief vor den ausgestreckten Arm und prallte zurück.

»He, Sie, ich meine…«

»Hau ab, Mann!«

Da drehte der Junge durch. Er war auf die Straße zurückgetaumelt und fing sich jetzt wieder.

Quen kam bald die Galle hoch. Da machte ihm dieser Bursche noch Ärger. Zudem wurden sie von einigen Dorfbewohnern beobachtet, die weiter hinten standen und zuschauten.

Auf eine körperliche Auseinandersetzung wollte Quen es nicht mehr ankommen lassen, er zog seine Pistole und ließ den jungen Mann in die Mündung schauen. »Wenn du nicht bald verschwindest, füttere ich dich mit einer Kugel!«

Der Blick des anderen irrte zwischen der Waffe und den Augen Quens hin und her.

»Weg mit dir!« Quen drückte ab, und das Projektil pfiff haarscharf am Ohr des anderen vorbei.

Dies gab den Ausschlag. Der junge Mann sprintete zu den anderen. Quen aber atmete auf. Er steckte die Pistole weg und drehte sich um.

Genau in diesem Augenblick geschah das Malheur. Wie auch bei der Parteibude hatten die Mauern dieses Hauses dem wankenden Boden nicht standhalten können. Sie krachten zusammen.

Zuerst die Seite des Hauses, die der Straße zugewandt lag. Quen, der noch mit Grauen an die alte Frau dachte und dem auch sein Mitarbeiter wieder einfiel, schüttelte den Kopf. Es war eine hilflose Geste, die eigentlich alles ausdrückte.

Totale Leere, unfähig, noch großen Widerstand zu leisten. Er fand sich mit seinem Schicksal ab.

Langsam rutschte das Dach vor. Die Mauer war längst gefallen, und als Quen durch eine Lücke in der Staubwolke schauen konnte, da

entdeckte der Agent die Frau.
Ob sie sich noch auf den Rand des Kamins hatte retten können, spielte nun keine Rolle mehr. Sie schien tot zu sein, denn die schreckliche, aus dem Boden aufragende Hand hielt mit ihren braunen Fingern die Kehle umklammert.
Das Dach krachte zusammen. Die Trümmer entzogen Quen den Blick auf das nächste Sumpfopfer.
Für einen Moment senkte er den Kopf. Depressionen wollten ihn überfallen. Sein glattes Gesicht verzog sich, als hätte er starke Schmerzen. Danach gab er sich einen innerlichen Ruck, die Gestalt des Mannes straffte sich, und er drehte den Kopf.
Quen schaute die Straße entlang. Er blickte in Richtung Dorfende.
Sinclair hatte von diesen Terrassen gesprochen. Dort konnten die Menschen hinfliehen.
Und sie waren bereits geflohen, auch ohne daß Quen es ihnen erst groß befohlen hatte.
Er sah sie, wie sie den Berg hochkletterten, denn dort, wo das Gelände so seltsam angelegt war, wurde auch Reis angebaut. Da befanden sich die großen Felder.
Männer, Frauen und Kinder hatten die Flucht ergriffen. Sie ließen ihre Habe im Stich, die der verdammte Mördersumpf ihnen nehmen würde. Die Pesthügel waren erbarmungslos. Sie würden den gesamten Ort fressen wie ein gewaltiges Ungeheuer.
Als zwei Bretter gegeneinanderschabten, wurde Quen aufmerksam. Er vernahm das Geräusch, drehte sich um und sah zu dem zuletzt zerstörten Haus hin.
Dort bewegte sich etwas.
Der Wind konnte es nicht sein, der die Bretter nicht ruhig liegenließ. Da geschah etwas anderes.
Quen lief eine Gänsehaut über den Rücken. Er ahnte schon, was sich dort abspielte und seinen Augen verborgen blieb.
Allerdings nicht mehr lange. Ein Brett wurde so zur Seite gedrückt, daß Quen freie Sicht bekam. Und er sah die verfluchte Hand, die das Brett umklammerte, es von sich schleuderte, damit nicht nur sie freie Bahn bekam, sondern auch das widerliche Monstrum aus der Tiefe des Pesthügel-Sumpfs.
Der Untote kam.
Er sah aus wie die anderen. Braun und knorrig. Eine aufgerissene Haut, in deren Mulden es grünlich schimmerte. Das Untier hatte einen Mord auf dem Gewissen, aber es dachte nicht daran, es darauf beruhen zu lassen.
Es wollte mehr!
Töten, alles mit in den verdammten Sumpf hineinziehen. So lautete seine Devise.

Und es kam.
Das Brett wurde zur Seite geschleudert. Jetzt gab es kein störendes Hindernis mehr, der Weg zu dem nächsten Opfer lag frei vor ihm. Quen lief es kalt den Rücken hinunter. Er hatte erlebt, wie wenig er mit Kugeln ausrichten konnte, trotzdem zog er seine Waffe, blieb auf der Straßenmitte stehen und feuerte.
Als der Schuß krachte und das Echo über die Straße rollte, da brach hinter ihm das nächste Haus zusammen.
Der Sumpf stoppte nicht.
Und auch auf der gegenüberliegenden Straßenseite hielten die Mauern eines Gebäudes nicht mehr stand. Donnernd fiel ein Dach ineinander. Quen sah es, als er sich hastig umdrehte.
Er dachte auch an seinen Mitarbeiter.
Quen selbst hatte ihn losgeschickt, damit er die andere Seite kontrollieren konnte. Gehört hatte er bisher nichts von ihm.
Sollte sich Husan, so hieß der Mann, vielleicht übernommen haben? Während das Monster zielsicher über die Straße wanderte, drehte Quen den Kopf und schrie den Namen seines Mitarbeiters.
Laut hallte seine Stimme über die Straße, doch er bekam leider keine Antwort.
Abermals versuchte er es.
Und da hörte er die Schreie!
Kalt lief es ihm den Rücken hinab. Die Schreie waren schräg gegenüber aufgeklungen, und Quen rannte los. Zwei Häuser vor dem, das zuletzt eingestürzt war, riß er die alte Tür auf und schaute in den Bau.
Jetzt gellten die Schreie ihm entgegen, und seinen Augen bot sich ein grauenvolles Bild.
Bis zu den Hüften steckte Husan im Boden. Seine Hände aber hielt er hoch, denn er umklammerte mit allen zehn Fingern ein schreiendes kleines Kind…

***

Eigentlich hätte ich mit einem heimtückischen Angriff rechnen müssen. Daß er nun erfolgt war, überraschte mich nicht. Auch nicht die Kraft, die in der verdammten Klaue steckte. Der rechte Knöchel schien in einem Schraubstock zu stecken.
Ich sah Suko aus meiner Froschperspektive, und seine Bewegungen kamen mir gelassen vor, als er unter die Jacke griff und eine starke Waffe hervorholte.
Die Dämonenpeitsche!
Schweigend schlug er einen Kreis über den Boden, und die drei aus der Haut des Dämons Nyrana bestehenden Riemen rutschten hervor. Sie besaßen eine sehr starke schwarzmagische Kraft, wobei ich hoffte,

daß sie auch stärker war als die Existenz dieser Sumpfmonstren.
Das Wesen benutzte mich auch als Stütze. Es griff nicht nur zu, es zog sich gleichzeitig mit seinem häßlichen Schädel und den Schultern aus dem Pesthügel hervor, wobei es mehrere alte Bohlen zur Seite drückte.
»Schlag doch zu!«
Suko hatte meine Worte gehört und grinste. »Sei doch nicht so voreilig«, erwiderte er. Den rechten Arm hatte er bereits erhoben, über sein Gesicht glitt ein Lächeln, die Augen waren starr auf das aus dem Boden kriechende Monstrum gerichtet.
Suko schlug mit der Routine eines Könners. Er drehte den kurzen Stiel der Peitsche dabei so, daß die Riemen dicht zusammenblieben und alle drei voll ins Zentrum trafen.
In Längsrichtung klatschten sie gegen den Schädel des Monstrums. Was die Kugel nicht geschafft hatte, das brachten die drei Riemen der Dämonenpeitsche fertig.
Sie zerhieben den Kopf!
Das Monstrum zuckte noch einmal in die Höhe. Zum erstenmal hörten wir auch ein Geräusch, denn bisher hatten wir das Gefühl gehabt, ein stummes Wesen vor uns zu haben.
Es war ein Stöhnen und gleichzeitig ein Knirschen. Das Stöhnen drang aus dem Maul, das Knirschen erklang deshalb, weil der Körper auseinanderbrach.
Auch der Griff löste sich von meinem Knöchel, und ich kam schnell auf die Füße.
Kaum stand ich, als ich die Geräusche vernahm.
Sie jaulten über den braunen Sumpf hinweg. Es waren klagende Laute, ein hohes Winseln und Greinen, und es drang aus zahlreichen Mäulern, denn wir erkannten plötzlich, daß sich mehrere Körper bis weit über die Hüften aus dem Boden des Pesthügels geschoben hatten und diesen Totengesang anstimmten.
Suko und ich waren fasziniert und abgestoßen. Dieses schaurige Geheul ging uns durch und durch. Wir schüttelten die Köpfe und wandten uns ab, um wieder ins Dorf zurückzugehen.
Hier oben auf dem Knüppeldamm waren wir zwar nicht hilflos, aber viel konnten wir auch nicht ausrichten. Die Gegner befanden sich in der Überzahl.
»Was jetzt?« fragte Suko. »Sollen wir sie im Dorf erwarten?«
»Bleibt uns wohl nichts anderes übrig«, erklärte ich. »Im Sumpf sind wir einfach unterlegen.«
»Und die Menschen?«
»Werden hoffentlich geflüchtet sein.«
Wir hatten inzwischen das Dorf wieder erreicht, blieben stehen und entdeckten die weiteren Verwüstungen.

Es sah schlimm aus.

Auf der rechten Seite waren nicht nur die Bauten mit den Raupenkulturen zusammengefallen, sondern auch Wohnhäuser. Die Mauern hatten den von unten her drückenden Kräften nicht standhalten können. Ein Weg der Trümmer begleitete den rasch wandernden Sumpf.

Seltsamerweise hatte sich die Straße noch gehalten, aber auch sie wurde in Mitleidenschaft gezogen. Suko und ich merkten es zur gleichen Zeit.

»Da stimmt doch etwas nicht«, sagte mein Partner und blieb stehen.

Auch ich verhielt meinen Schritt.

Wir traten hart gegen den Boden.

Er gab wenig Widerstand. Unsere Füße sanken sogar ein. Und dies deutete darauf hin, daß auch die Straße nicht mehr verschont wurde. Ihr Untergrund hatte bis jetzt noch gehalten. Nun aber verlangte der Sumpf sein Recht.

Wir mußten uns beeilen, sonst steckten wir noch fest und kamen nicht mehr los.

Ein paar Yards weiter konnten wir wieder besser laufen. Als wir uns umdrehten, da sahen wir auch, daß sich die Straße vor uns bewegte.

Ein Schuß ließ uns wieder herumfahren.

Nicht weit entfernt entdeckten wir Quen. Er hatte auf ein Monstrum erfolglos geschossen, rannte jetzt und sah uns nicht.

Das Monstrum blieb.

Konnte es durch geweihtes Silber zerstört werden? Bisher war ich nicht dazu gekommen, es auszuprobieren, ich zog meine Waffe und legte an.

Suko drückte meinen Arm nach unten. »Nein«, sagte er, »keine Munitionsverschwendung, wir machen es mit der Peitsche.« Kaum hatte er die Worte gesprochen, als er schon vorrannte, im Laufen ausholte, und die drei Riemen dann über die Gestalt des Monstrums zog.

Es wurde von der Kraft zu Boden geschleudert, versuchte noch einmal, sich aufzurichten, doch diese Bemühungen waren vergebens. Die magische Kraft der Peitsche hatte ausgereicht, um das Wesen zu zerstören.

Wir hatten es besiegt.

Teile blieben zurück. Als ich auf sie trat, knisterte es, als hätte ich meinen Fuß auf Laub gesetzt.

Ich atmete tief durch. Inzwischen dachte ich daran, daß wir diese Monstren wohl nur der Reihe nach und mit Schlägen der Dämonenpeitsche besiegen konnten.

Und dann hörten wir das Weinen. Beiden war uns sofort klar, daß nur ein Kind so schreien konnte…

***

Husans Gesicht zeigte all die Angst, die er empfand. Trotzdem hatte er die Arme hochgerissen und hielt das kleine Mädchen mit beiden Händen umklammert. Er wollte es retten, auch wenn er selbst nicht mehr zu retten war.

Sein Blick war zum Eingang gerichtet. Er sah Quen zwar, doch er nahm ihn überhaupt nicht wahr.

»Husan!« schrie Quen seinen Mitarbeiter an. »Das Kind, verdammt, geben Sie das Kind!«

Der Agent schien aus einem bösen Traum zu erwachen. Sekundenlang klärte sich sein Blick, dann legte er die Stirn in Falten und schüttelte den Kopf.

»Das Kind, verdammt!« Quen beugte sich vor. Er streckte auch die Arme aus, hütete sich jedoch, die Schwelle des Hauses zu überschreiten, denn der Boden hatte sich zu einer tückischen Falle entwickelt, in die sein Mitarbeiter bereits hineingetappt war.

»Wirf es rüber!« schrie Quen. Er selbst beugte sich vor, ein Zeichen, daß er gewillt war, die Kleine aufzufangen. Es wurde auch Zeit, denn der Sumpf war gefräßig, und Husan sackte von Sekunde zu Sekunde tiefer.

Quen konnte sich ausrechnen, wann der braune Schlamm über dem Kopf seines Mitarbeiters zusammenschlug. Und mit jeder Handbreite, die er tiefer sank, verlor er auch mehr an Kraft, die ihm vielleicht fehlte, um das Mädchen werfen zu können.

»Los, jetzt!«

Diesmal hatte Husan verstanden. Er schaute noch einmal auf Quen, beugte sich dann zurück, holte weit aus und ließ im nächsten Moment das Mädchen los.

Sein Schreien begleitete den kurzen Flug des Kindes. Quen hatte seine Arme so ausgestreckt, daß das Kind von ihm gegriffen werden konnte. Und er bekam es auch zu packen. Allerdings nicht so gut, denn er mußte nachgreifen, und diese Bewegung, verbunden mit dem Gewicht des Kindes, brachte ihn ein wenig aus dem Gleichgewicht.

Einen Schritt ging er vor.

Nur einen kleinen, aber dieser eine Schritt war eben zuviel. Plötzlich spürte er unter seinem rechten Fuß kaum noch Widerstand, der Schuh verschwand in der weichen Masse, und während er das Kind gegen seine Brust preßte, wurde ihm klar, daß der Sumpf auch ihn gepackt hielt.

Für den Moment drohte die Panik ihn zu übermannen, dann ließ ihn Husans Schreien seine eigenen Sorgen vergessen.

Dicht vor seinem Mitarbeiter kroch eine Gestalt aus dem Sumpf.

Diesmal drangen nicht nur die Hände hervor, nein, der gesamte Körper verließ die unheilige Tiefe.

Die Arme des Monstrums waren hochgereckt, die Hände gekrümmt, und die fanden ihren Halt auf den Schultern des Chinesen.
Da lasteten sie wie schwere Gewichte.
Husan schrie in seiner Verzweiflung. Er schlug auch gegen das Monstrum, doch seine Kräfte reichten längst nicht aus, um gegen den lebenden Sumpftoten anzukommen.
Die Pestleiche drückte ihn immer tiefer in den Sumpf hinein, der bereits sein Kinn erreicht hatte und plötzlich in den offenen Mund drang und ihn ausfüllte.
Aus dem Schreien wurde ein Gurgeln, danach war nichts mehr von Husan zu hören.
Aus – vorbei!
Der harte Agent Quen aber schluchzte auf. Was er gesehen hatte, war einfach zuviel für seine Nerven gewesen. Er konnte nicht mehr begreifen, nichts mehr fassen, wünschte sich weit weg, aber das Schreien des Kindes und sein festsitzender Fuß machten ihm klar, in welch einer Situation er sich tatsächlich befand.
Quen kam ohne Hilfe nicht mehr weg.
Zuerst dachte er an das Kind. Für sich selbst hatte er schon zuviel Zeit verloren, denn der Sumpf saugte weiter, er wollte kein Opfer hergeben.
Auch das Wesen war geblieben.
Nachdem es Husan in die tödliche Tiefe gedrückt hatte, wandte es sich langsam um, denn nahe der Tür befand sich noch ein zweites Opfer.
Quen dachte an das Kind. Er mußte es retten und stellte das weinende Mädchen hinter sich zu Boden. Dann brüllte er es an.
»Lauf weg, Kleine! Verdammt, lauf weg!«
Das Kind hörte nicht. Sein Gesicht war tränennaß.
»Weg!«
In dem Augenblick stürmten zwei Männer heran!

***

Wir brauchten wirklich nicht viel Zeit, um erkennen zu können, welches Drama sich vor unseren Augen abspielte.
Es war die Hölle.
Quen hatte ein Kind retten können, er selbst jedoch befand sich in einer prekären Lage. Seinen rechten Fuß hielt der verdammte Sumpf fest umklammert, und er selbst klammerte sich voller Verzweiflung an der Hauswand fest.
Wir konnten auch an ihm vorbeischauen. Das widerliche Sumpfmonstrum war einfach nicht zu übersehen.
Suko warf mir die Dämonenpeitsche zu, damit er die Hände frei hatte, denn die brauchte er jetzt.

Suko machte es wie ein Ringer. Von hinten schob er seine Arme unter die Achseln des Mannes und faltete die Hände vor der Brust des Agenten zusammen.

Dann zog er.

Suko hatte Kraft. Hinzu kam, daß Quen nur mit einem Bein im Morast steckte, also noch nicht voll erfaßt worden war und die Befreiungschancen deshalb besser standen.

Mein Freund schaffte es tatsächlich, den chinesischen Agenten dem Sumpf zu entreißen. Als sein Fuß mit einem seltsam schmatzenden Geräusch den Morast verließ, bekamen Suko und Quen das Übergewicht. Sie kippten beide nach hinten und fielen zu Boden, noch bevor sie von mir aufgefangen werden konnten.

Ich hatte nun freie Bahn.

Das Monstrum hielt seine Arme schon griffbereit ausgestreckt. Es hatte sein Opfer packen wollen, statt dessen bekam es nun die Dämonenpeitsche zu spüren.

Und das gleich zweimal.

Ich hieb mir meine Wut aus dem Leib, als ich die Riemen auf Schädel und Körper klatschte. Beides wurde zerstört, und aus den offenen Stellen drang mir ein bestialischer Gestank entgegen.

Die Teile klatschten zurück in den Sumpf, wo sie allmählich zu Staub wurden und noch weiter auseinanderbrachen.

Für mich wurde es Zeit, den Platz auf der Türschwelle zu verlassen, denn der schwankende Boden rüttelte wieder an den Mauern des Hauses. Sie bewegten sich bereits, sogar die ersten Risse entstanden, ich sprang hastig zurück, blieb neben Suko, Quen und dem Kind stehen und sah, wie das Haus zerfiel.

Dach und Mauern schienen für einen Moment zu tanzen, bevor sie endgültig zusammenbrachen.

Wieder war etwas zerstört worden. Wie lange wollten diese unheiligen Kräfte denn noch toben?

»Danke!« keuchte Quen, »vielen Dank…«

Er stand da, hatte den Kopf gesenkt und atmete schwer. Diese Vorfälle hatten auch den eisenharten Mann schwer erschüttert. Zwei Polizeibeamte hatte er aus London entführt, dies war ihm excellent gelungen, doch den Vorfällen in seiner Heimat stand er fassungslos gegenüber.

»Sie bedanken sich bei dem Mann, den Sie entführt haben. Das ist auch neu.« Ich konnte mir diese Bemerkung einfach nicht verkneifen, während ich Suko die Dämonenpeitsche mit einem Kopfnicken zurückgab.

»Manchmal geht das Leben seltsame Wege«, erwiderte Quen.

»Hätte ich Sie nicht entführt, wäre ich jetzt vielleicht nicht mehr am Leben. Daran muß ich auch denken.«

»Aus ihrer Lage gesehen, haben Sie recht«, stimmte ich ihm zu.

Das kleine Mädchen weinte. Zum Glück hatten wir es retten können. Quasi im letzten Augenblick, und bedanken konnte es sich bei Quen, der wirklich alles eingesetzt hatte. Sogar sein eigenes Leben. Das rechnete ich ihm verdammt hoch an.

»Ich bin noch übrig«, flüsterte er und schüttelte den Kopf. »Verdammt, wenn ich das vorher gewußt hätte…«

»Es ist nicht mehr zu ändern«, sagte ich. »Hier können wir auch nicht mehr bleiben, denn der Pestsumpf beginnt damit, allmählich auch die Straße zu erfassen. Er muß den Untergrund inzwischen aufgewühlt haben.«

»Wo sollen wir hin?« fragte Quen. »Auch zu den anderen auf den Terrassenfeldern?«

»Es wird uns nichts anderes übrigbleiben«, erklärte ich.

»Damit haben wir nichts gewonnen. Die Moorleichen werden nicht gestoppt.« Quen schaute mich fragend an.

»Das stimmt allerdings.«

»Und wie sollen wir sie vernichten?«

Ich hob die Schultern. »Sie sehen uns ratlos, Quen. Vielleicht sollte man noch einmal mit Ai-Fu-Tschi reden. Der weise Mann scheint mir einiges mehr zu wissen.«

»John!« Sukos Stimme klang warnend, und ich drehte mich zu meinem Partner um.

Der Inspektor hatte das kleine Mädchen an seine Hand genommen. Die andere, freie, hielt er ausgestreckt und deutete dorthin, wo das Dorf zu Ende war und der Knüppeldamm begann.

Das Grauen hatte sich dort etabliert.

Begleitet von den stinkenden Sumpf- und Pestnebeln, waren die lebenden Leichen aus dem Sumpf gekrochen und kamen in einer breiten Reihe langsam näher.

Die Invasion des Schreckens nahm ihren Fortgang…

***

Man mutete uns verflucht viel zu! Es war eine regelrechte Horrorflut, die sich über die Straße wälzte und sicherlich uns als Ziel hatte.

Seltsamerweise konnten sich diese braunen, makabren Gestalten auf dem weichen Boden bewegen, im Gegensatz zu uns, da wir den Gesetzen der Physik gehorchten.

Sekundenlang sprachen wir kein Wort. Ein jeder nahm den Eindruck auf, der sich unseren Augen bot.

Während Suko und ich der Invasion ein wenig gelassen entgegenschauten – wir erlebten so etwas nicht zum erstenmal –, war es für Quen sehr, sehr schlimm.

Er sprach zwar kein Wort. Was er jedoch empfand, konnte man

seinem Gesicht ablesen.

Immer wieder schüttelte er den Kopf, dabei stand sein Mund halb offen, und der Atem drang pfeifend über die Lippen.

Eine Armee des Schreckens näherte sich uns. Ich hatte angefangen zu zählen, bei der Zahl 20 jedoch gestoppt. Ob 20 oder zehn mehr, was spielte das für eine Rolle?

Sie bewegten sich seltsam schwankend. Irgendwie steif, schwerfällig, und die stinkenden braunen Pestwolken begleiteten sie wie lange Leichentücher.

Auch der Himmel war düsterer geworden. Vielleicht weil die Wolken das Licht so sehr veränderten. Alles paßte zusammen, die Atmosphäre in diesem Dorf war vergiftet worden, und hinter uns fiel das nächste Haus zusammen.

Ich faßte dieses Geräusch als ein Startsignal auf. Länger konnten wir nicht bleiben, wir mußten zu den anderen. Niemand widersprach mir.

Suko reagierte als erster. Er packte das kleine Mädchen und hob es auf seine Schultern.

Dann flüchteten wir.

Ich machte mir schwere Gedanken darüber, ob wir in der Lage waren, die Invasion zu stoppen. Unter Umständen mußte der gesamte Sumpf trockengelegt und ausgebrannt werden. Allein konnten wir so etwas nicht schaffen. Da mußte Hilfe her.

Vielleicht sogar Militär.

Bei einem kurzen Stop sprach ich Quen darauf an. Er nickte heftig, holte ein paarmal Luft und erwiderte dann: »Wissen Sie, Sinclair, daran habe ich auch gedacht, nur existiert keine telefonische Verbindung mehr nach Shanghai. Das einzige Telefon stand in der Parteizentrale, und die ist zerstört worden.«

»Dann sind wir praktisch Gefangene.«

»So ungefähr.«

Suko hatte unserem Dialog gelauscht. Das Mädchen saß weiterhin auf seiner Schulter und klammerte sich an den hocherhobenen Armen fest. »Dann müßten wir es so machen wie früher im Wilden Westen. Einen Boten losschicken.«

»Das ist natürlich eine Möglichkeit«, gab Quen zu. »Allerdings wird dies lange dauern. Inzwischen haben die Bestien das Dorf längst zerstört.«

Da hatte er recht. Zudem bekamen wir mit, wie abermals drei Häuser auf einmal zusammenstürzten.

Es war schlimm.

Und die Untoten drangen weiter vor. Sie hielten sich auf der Straße, die den Ort teilte. Dabei schlenkerten sie mit den Armen und erinnerten mich in diesen Augenblicken an Puppen.

Ich drehte mich und schaute zu den Terrassenfeldern hin. Dort hatten

sich die Leute versammelt und winkten uns zu, denn sie besaßen einen freien Blick auf das Dorf.

Auch den weisen Ai-Fu-Tschi erkannte ich unter ihnen. Mit ihm mußte ich noch ein Wort reden, er kannte die Geschichte am besten, vielleicht wußte er einen Rat.

»Los, weiter!« drängte ich.

Die anderen hielt auch nichts mehr an ihrem Platz. So schnell es ging, setzten wir uns in Bewegung.

Wir rannten, denn jeder von uns wußte genau, daß der Sumpf nicht stehenblieb. Wir wollten ihm keine Chance geben, uns einzuholen, dann kamen wir nicht mehr heraus.

Immer wieder warf ich während des Laufens einen Blick über die Schulter, weil ich das Chaos mit eigenen Augen verfolgen wollte. Es war in der Tat ein Chaos.

Nicht nur aus dem Sumpf kletterten die braungrünen Monstren, sie kamen auch unter den zusammengebrochenen Häusern her, bewegten sich kriechend voran, hatten die Arme ausgestreckt und gesellten sich zu ihren Artgenossen.

Die Armee wurde von Minute zu Minute größer. Doch wir mußten kämpfen! Auf die Einwohner des Dorfes konnten wir nicht zählen, sie bedurften selbst des Schutzes.

Schließlich hatten wir die letzten Häuser erreicht. Die Straße führte noch weiter, sie teilte ein großes Reisfeld, über das der Wind strich und die grünen Halme bewegte. Sie wuchsen aus dem Wasser, das brackig zwischen den Pflanzen schimmerte.

Auch über den Feldern lagen bereits die braunen Dämpfe. Der Wind hatte sie von den Pesthügeln her über das Dorf hinweg und auf die Felder getrieben.

Die Luft war kaum zu atmen. Ich hatte einen Geschmack im Mund, den man gar nicht beschreiben konnte, und meinen Freunden erging es sicherlich nicht anders.

Wir mußten uns links halten, liefen über einen Trampelpfad, der bereits anstieg, an Höhe gewann und zwischen die seltsamen Terrassenfelder führte, wo auch die Einwohner warteten.

Sie winkten uns zu. Ich sah, wie eine Frau die Hände über dem Kopf zusammenschlug und in die Knie brach. Später erfuhr ich, daß sie die Mutter des Kindes war, das Suko auf seinen Schultern trug.

Ihre Reaktion war ein Ausdruck der Erleichterung gewesen.

Ein Mann lief uns entgegen. Es war Ai-Fu-Tschi. Für sein Alter bewegte er sich erstaunlich gewandt und atmete kaum schneller, als er vor uns stehenblieb.

Er sprach auf Suko und Quen ein. Ich verstand kein Wort und ließ mir die Sätze übersetzen.

»Er ist froh, daß wir es geschafft haben«, erklärte Suko, wobei er sich

bückte und das Kind von den Schultern drückte. Die Kleine hatte kaum den Boden berührt, als sie losrannte und ihrer Mutter entgegenlief.

»Frag ihn mal, ob wir etwas tun können!« sagte ich zu meinem Partner.

Suko wandte sich wieder an den Alten. Er redete eindringlich, sein Gesicht war ernst, und er sprach auch länger mit ihm, so daß ich Zeit hatte, mich umzuwenden und einen Blick hinunter in das Tal zu werfen, wo das Dorf zu unseren Füßen lag.

Das zerstörte Dorf, mußte ich sagen, denn wir bekamen mit, wie weitere Häuser ineinanderfielen.

Dies wirkte gespenstisch, da wir uns ziemlich hoch befanden und kaum Geräusche mitbekamen. Ich hatte dabei das Gefühl, einen Zeitlupenfilm zu erleben. Das Dorf wurde von unheimlichen, in der Erde wohnenden Kräften zerstört. Sie rissen Mauern nieder, deckten Dächer ab und ließen gelblich schimmernde Staubwolken in die Höhe wallen.

Dazwischen sahen wir die Untoten.

Sie hatten etwa die Hälfte des Weges hinter sich gelassen und schritten auf das Dorfende zu.

Mir war klar, daß sie auch den Weg, der zu den Terrassen führte, hochkommen würden.

Eine schnelle Entscheidung wurde verlangt.

Suko tippte auf meine rechte Schulter. Er hatte mit dem Weisen geredet, und der Mann war jetzt verstummt.

Auch Quen hörte zu, was mein Freund zu sagen hatte, denn zuvor hatte der Agent der Unterhaltung nicht gelauscht, sondern die Leute weiter noch auf den Hügel geschickt.

»Eigentlich geht es um den Jademann«, sagte Suko.

»Wieso?«

»Ai-Fu-Tschi sagt, daß er der große Dreh- und Angelpunkt in diesem höllischen Spiel ist!«

»Das heißt, wir müssen ihn ausschalten.«

»Genau.«

»Aber wie?«

»Ai-Fu-Tschi hat da eine Idee gehabt«, murmelte Suko und schaute mich mit gerunzelter Stirn an. »Er sagt, daß wir unbedingt den Jademann locken müssen, denn er ist der Anführer. Wenn wir ihn vernichten, könnten sich die anderen wieder in ihre Sümpfe zurückziehen…«

»Um irgendwann wiederzukommen«, fiel ich meinem Freund ins Wort.

»Laß mich ausreden, John. Oder um für immer zu zerfallen. So sprach der Weise.«

»Hat er irgendwelche Vorschläge gemacht, wie wir dem Jademann an den Kragen gehen können?«

»Auch das.« Suko atmete tief ein. »Ich weiß aber nicht, ob wir darauf eingehen sollen.«

»Sag schon.«

»Jemand muß sich opfern!«

Vier harte Worte, die der Inspektor da ausgesprochen hatte. Ein Mensch sollte sein Leben lassen, um andere Leben zu retten. War das möglich? Konnte ich auf so etwas eingehen? Meine Stimme klang rauh, als ich fragte: »Wer soll derjenige sein, der diesen schweren Gang antritt?«

»Ai-Fu-Tschi hat dabei an sich selbst gedacht«, erklärte mir Suko. »Keinem anderen wollte er so etwas zumuten. Er habe lange genug gelebt, und wenn er sein Leben mit dieser Tat abschließen könne, wäre das für ihn eine Erfüllung.«

Welche Worte sollte ich dafür benutzen? Es war eine Geste, die man sich kaum vorstellen konnte, nicht in einer Zeit wie dieser, wo Märtyrer wahrlich dünn gesät sind. Da wollte dieser alte Mann sein Leben hingeben, um andere zu retten.

Welch eine Tat!

»Gibt es keine andere Möglichkeit?« erkundigte ich mich.

»Nein, John. Wir haben viele durchgesprochen, doch zu einem Ergebnis sind wir nicht gekommen. Wenigstens nicht zu einem anderen. Es bleibt bei dem Opfergang.«

Ich trat einen Schritt zur Seite, um den Weisen sehen zu können.

Er hielt sich bei Quen auf und sorgte mit dafür, daß die Menschen weiter die Stufen der Terrassen hochschritten, um von den Sumpfmonstren so weit wie möglich entfernt zu sein.

Wir standen näher am Dorf. Ich konnte auf die langen braunen Schleier schauen. Die Pestwolken zeichneten den Weg der unheimlichen Gestalten nach. Als eine nie abreißende Fahne standen sie über dem Dorf, in dem sich die untoten Leiber verteilt hatten.

Die Moorleichen wühlten sich voran. Sie suchten nach Überlebenden, und mit ihnen kam der Sumpf.

Er entließ immer neue Gestalten, so daß dem Betrachter – mir zum Beispiel –, angst und bange wurde.

Dieser Boden verbarg das Grauen. Ich schaute hinüber zum Knüppeldamm.

Selbst aus dieser Entfernung konnte ich erkennen, daß er an einigen Stellen gerissen war.

Was lange Jahre gehalten hatte, wurde von unheimlichen Wesen radikal vernichtet.

Das Dorf war zu einer Stätte des Todes geworden, zu einem Ort des Grauens.

Kein normales Leben konnte mehr zwischen den Mauern der eingestürzten Häuser existieren.

Hinter mir rollten Steine und tickten gegen meine Hacken. Ich drehte mich um, und sah den weisen alten Mann auf mich zukommen. Die übrigen Dorfbewohner waren von Quen in die oberen Regionen dieses Terrassenberges geschafft worden, wo sie abwartend stehenblieben und genau verfolgten, was sich zwischen uns anbahnte.

Suko sprach mit dem Alten.

»Er will wissen, ob wir bereit sind«, wandte sich mein Partner an mich.

Ich nickte.

»Dann will er gehen.«

»Aber nicht allein, wir kommen mit. Übersetze ihm das.«

Suko hielt sich daran. Ich beobachtete derweil das Gesicht des Ai-Fu-Tschi. Es zeigte plötzlich Erschrecken. Dann schüttelte er den Kopf und wies rasch hintereinander auf Suko und mich.

»Er hat etwas dagegen«, erklärte mein Partner.

»Aus welchem Grund?«

»Meine Landsleute sprechen ja immer sehr blumenreich. Ai-Fu-Tschi sagte, daß wir noch in der Blüte unseres Lebens stünden und es uns auf keinen Fall leisten könnten, der Gefahr…«

Ich winkte ab. »Hör auf, Suko, und sage ihm, daß es dabei bleibt. Wir werden ihn begleiten.«

»Klar.« Mein Freund grinste. Dann sprach er mit dem Weisen, der die Hände über den Kopf zusammenschlug und es trotz dieser Geste nicht schaffte, uns umzustimmen.

Allerdings wurde es für uns Zeit. Suko dachte ähnlich wie ich und faßte den alten Ai-Fu-Tschi am Arm, bevor er ihn herumzog und den Weg zum Dorf hinabging.

Verfolgt von den Gebeten der Einwohner begann unser Gang in eine Pesthölle der lebenden Toten…

***

Erst jetzt, als wir vielleicht 20 Schritte gelaufen waren, merkte ich, wie klar die Luft noch auf dem Hügel gewesen war, denn nun tauchten wir hinein in diesen widerlichen braunen Brodem, der uns abermals den Atem raubte.

Ich hustete einige Male tief durch, besser wurde es auch nicht, und der Gestank nahm zu.

Es waren ja nicht allein die aus dem Sumpf aufsteigenden Wolken, die ihn mitbrachten, auch die lebenden Pestleichen stanken bestialisch.

Wir hatten den alten Fu in die Mitte genommen. Er hielt wieder seinen seltsamen Talisman in der Hand, und mein Blick saugte sich an

den kleinen, goldenen Knöpfen oder Kugeln fest.

»Frag ihn mal, was er da hat«, bat ich meinen Freund und Kollegen.

Suko übersetzte und gab mir eine Erklärung, nachdem er die Antwort bekommen hatte. »Es ist ein Zeichen des Großen Gottes, und zwar des Großen Erhabenen. Von seinen Ahnherren hat Ai-Fu-Tschi es geerbt. Die Perlen bestehen aus den Tränen einer enthaupteten Prinzessin, die ebenfalls sterben mußte wie ihr Reittier, ein weißer Hirsch. Er hat ein kleines Stück seines Fells hergegeben, und mein Ahnherr hat es bekommen. In diesem Fell lebt die Kraft der guten Geister, vereint mit den goldenen Tränen der enthaupteten Prinzessin, die noch immer als Geist verehrt wird und hin und wieder sogar erscheint.«

Das alles war zwar sehr blumenreich und schön erklärt, aber ob es so stimmte, wußte ich nicht. Wir mußten uns Gewißheit verschaffen.

In der chinesischen Mythologie kannte ich mich so gut wie überhaupt nicht aus, und auch Suko, selbst Chinese, hielt sich da immer zurück, wenn ich ihm diesbezügliche Fragen stellte. Die Materie war so kompliziert, daß er da selbst nicht richtig durchschaute. Wenn das seltsame Stück Leder tatsächlich vom Fell eines weißen Hirschens stammen sollte, dann hätte es eigentlich hell sein müssen, was allerdings nicht der Fall war. Es zeigte eine bräunliche Farbe, wahrscheinlich hatte es sich im Laufe der Zeit verfärbt.

Als Ai-Fu-Tschi seinen Schritt verhielt, blieben auch Suko und ich stehen. Wir wußten nicht, was er wollte, aber der Alte streckte seinen mageren Kopf vor, wobei sich sein Hals dehnte und mich an den eines Vogels erinnerte.

Suko sprach mit ihm und nickte, bevor er sich an mich wandte.

»Er sucht den Jademann.«

»Hat er ihn gefunden?«

»Nein.«

»Der hält sich im Sumpf versteckt«, sagte ich und winkte ab. »Ich glaube kaum, daß er erscheinen wird.«

»Ai-Fu-Tschi will ihn holen.«

Jetzt war ich überrascht. »Wie das?«

»Durch eine Beschwörung.«

Ich fragte nicht mehr weiter, wie der Alte die Beschwörung genau durchführen wollte, sondern sah gemeinsam mit Suko zu, als er ein paar Schritte zur Seite ging und sich zwischen zwei Terrassenstufen auf einem Flecken Erde niederließ.

Im Kreuzsitz hatte er Platz genommen. Das seltsame Stück Leder hielt er mit beiden Händen fest. Er hatte die Enden jeweils zwischen die Daumen und Zeigefinger genommen.

Ich war in der Tat gespannt, wie es weitergehen würde. Die Ruhe des Alten machte mich irgendwie nervös. Schließlich hatten auch unsere Feinde längst bemerkt, wohin wir geflohen waren, und einige der

braunen Gestalten wandten sich bereits vom Dorf ab, um in den schmalen Trampelpfad einzubiegen, der in die Terrassenhügel führte.

Ai-Fu-Tschi begann zu singen.

Er hatte dabei den Kopf zurückgelegt, den Mund weit geöffnet, so daß die hohen, fast quietschenden Töne zwischen seinen Lippen hervordringen konnten.

Als ich diese Szene sah, wurde ich an den Japaner Ganasaro erinnert, der im Garten der Conollys vor einigen Monaten eine Beschwörung durchgeführt hatte, die irgendwie Ähnlichkeit mit dieser hatte und den Zweck erfüllte, Shao wieder aus den Klauen des Dämons Susanoo zu befreien.[4]

Der Singsang des Alten war für meine Ohren eine Katastrophe.

Die hohen Töne schmerzten, ich versuchte abzuschalten und mich auf die Bestien zu konzentrieren, die über den Trampelpfad kamen.

Es waren sechs an der Zahl.

Sie glichen sich wie ein Ei dem anderen. Knorrig wirkende, braune Gestalten mit plumpen Bewegungen, mehr an Bäume erinnernd als an Menschen. Dazu die eingefurchte Haut, ein Auf und Ab aus Kanten, Höhen und Tälern, so daß die Oberfläche so wirkte wie das Relief einer Landkarte.

Auch Suko hatte die Gestalten gesehen, die hintereinander den Pfad hochschritten, begleitet von den widerlich riechenden Wolken des Pest- und Leichengeruchs.

Ai-Fu-Tschi hockte auf seinem Platz, als würde ihn das alles nichts angehen. Er hatte nur Augen für das Leder mit den seltsamen goldenen Perlen. Er hielt den Kopf nun gesenkt, während nach wie vor die hohen, schrillen Laute aus seinem Mund drangen.

Ich war gespannt, wie sich noch alles entwickeln würde, denn bisher waren nur unsere Gegner am Zug. Und sie näherten sich. Yard für Yard legten sie zurück. Auch die geflüchteten Dorfbewohner hatten sie inzwischen entdeckt. Wir hörten Schreie weit über uns.

Als ich den Kopf drehte, sah ich Quen am Rande einer Terrassenstufe stehen und mit beiden Armen winken.

Klar, daß auch er es eilig hatte. Dieser knallharte Agent besaß nicht mehr die Geduld seiner Vorväter.

Ich hob die Schultern. Ein Zeichen, daß ich auch nichts beschleunigen konnte und selbst abwarten mußte.

»Wird allmählich Zeit, daß wir uns um die Pesttoten kümmern«, meinte Suko.

Dabei hatte er mir aus dem Herzen gesprochen, denn die sechs lebenden Leichen brauchten nur noch um eine Kurve zu gehen, um uns zu erreichen. Zudem hatten sich bereits weitere ihrer makabren Artgenossen am Beginn des Trampelpfads versammelt. Das sah nicht gut aus. Lässig entrollte Suko seine Peitsche. Der verdammte

Pestgestank hatte noch mehr zugenommen. Am liebsten hätte ich mir ein Tuch gegen Mund und Nase gepreßt, aber ich mußte beide Hände freihaben. Wir warteten.

Schlagbereit stand Suko mit seiner Peitsche, ich stand einen halben Schritt hinter dem Inspektor.

Schon hörten wir ihre Schritte. Sie hinterließen auf dem weichen Boden dumpfe Geräusche, und auch die Pestwolken, die sie mitbrachten, strömten jetzt verstärkt auf uns zu.

Sehr klar waren die lebenden Leichen durch den braunen Schleier nicht zu erkennen, sie kamen uns vor wie von braunen Nebelwolken umhüllt.

Dann erschien der erste.

Der zweite folgte ihm auf dem Fuß, blieb dann stehen und richtete sich nach seinem Artgenossen.

Auch die anderen gingen nicht mehr weiter. Suko zog daraus die Konsequenzen, er zögerte mit einem Schlag.

Was war geschehen?

Erst jetzt fiel mir auf, daß der hohe Gesang des alten Ai-Fu-Tschi verstummt war. Der Mann selbst hockte auch nicht mehr am Boden, hatte sich erhoben und seine Arme so in die Höhe gereckt, daß sie zu beiden Seiten seines Kopfes gegen den Himmel wiesen. Zwischen seinen Händen spannte er das kleine Stück Hirschleder mit den goldenen Perlen. Der Alte hatte das Leder so gedreht, daß die Perlen auf die sechs lebenden Pestleichen wiesen.

Unruhe entstand unter den Bestien.

Sie duckten sich zusammen, als hätten sie Schläge bekommen. Für mich gab es dafür nur eine Erklärung. Sie mußten die weißmagische Aura des Ai-Fu-Tschi gespürt haben.

Würden sie weichen?

Plötzlich begannen die Perlen zu glühen. Der goldene Farbton verschwand. Von innen her zog eine andere Farbe auf, ein leichtes Rosa, das sich allerdings in Sekundenschnelle verdichtete und zu einem glühenden Rot wurde.

Im nächsten Augenblick hielten wir den Atem an. Denn vor unseren Augen geschah etwas Unheimliches und Unwahrscheinliches.

Zum erstenmal in meinem Leben erlebte ich die Existenz und das Dasein einer alten chinesischen Magie – und auch deren Wirkung!

***

Aus den Perlen wurden Geschosse!

Der Reihe nach lösten sie sich von dem Lederband und jagten wie rotglühende winzige Kugeln auf den ersten Moortoten zu. Kraftvoll hieben sie gegen dessen Gestalt, begannen am Hals und zeichneten die rote Linie immer weiter über den Oberkörper nach unten.

Brust, Bauch, Arme, Beine – nichts wurde verschont. Die Perlen verteilten sich in einer mathematischen Präzision.

Sie blieben stecken!

Es waren Sekunden des Abwartens, bevor der alte Chinese wieder sein seltsames Lied sang.

Einer nur war von den Perlen getroffen worden, die anderen aber wichen zurück, und wir alle vernahmen das Knirschen, das entstand, als sie sich bewegten.

Sie hatten etwas abbekommen. Zwar nicht sichtbar, aber die Weiße Magie, die hier herrschte, mußte ihnen zu schaffen machen.

Es fiel ihnen sehr schwer, sich zurückzuziehen, sie hatten Mühe, sich auf den Beinen zu halten, knickten sogar ein und fielen vornüber zu Boden, wobei aus zahlreichen Stellen ihrer Haut die braunen Pestdämpfe drangen. Zum Glück wehte der Wind sie von uns weg, und ich leistete dem alten Ai-Fu-Tschi im stillen Abbitte, seine Magie schien doch geholfen zu haben.

Das war längst nicht alles. Nun begann auch der zu reagieren, der von den glühenden Perlen getroffen worden war.

Sie hatten sich in seiner Haut festgesetzt, regelrecht hineingebrannt und waren nun dabei, sie allmählich aufzulösen.

Suko und ich rechneten damit, daß dieses Wesen zu Staub zerfallen oder zumindest zerstört werden würde, darin allerdings sahen wir uns beide getäuscht.

Etwas anderes geschah.

Die braune, an starke Ringe erinnernde Haut löste sich ab. Sie wurde plötzlich wie Pudding und klumpte dort, wo auch die Perlen getroffen hatten, bevor sie in langen Streifen am Körper nach unten rann.

Etwas anderes kam darunter zum Vorschein.

Mit einem Skelett hätten wir rechnen können und wurden abermals enttäuscht.

Nicht ein Skelett erschien, sondern ein Körper! Eine stockig schimmernde, leicht grün angehauchte Leiche mit einem fleckigen Gesicht, in dem die schräggestellten Augen sofort auffielen. Lippen waren nicht mehr vorhanden, nur noch Stücke der Haut konnten wir sehen. Aber es gab den Hals und dort wieder etwas Besonderes.

Ich hatte an einer Silberkette mein Kreuz umhängen…

Der Jadedolch!

Seine Klinge schimmerte dunkelrot!

Ich erinnerte mich wieder an die Worte des Alten. Dieser Dolch war mit Blut gefüllt. Geglaubt hatte ich es nicht so recht, nun wurde ich eines Besseren belehrt.

Nackt stand er vor uns.

Eine lebende Leiche, vielleicht Hunderte von Jahren alt, an deren Gestalt die letzten Reste eines braunen Sumpfes herabrannen und vor

seinen Füßen im Boden versickerten.
Ai-Fu-Tschi war von dem Erfolg seiner Beschwörung selbst überrascht. Er taumelte ein paar Schritte zurück und breitete die Arme aus, wobei er das jetzt leere Leder in einer Hand behielt.
Suko hatte seinen rechten Arm sinken lassen. Die Riemen der Dämonenpeitsche berührten den Boden. Wie auch ich, so war mein Partner ebenfalls gespannt, wie sich die Auseinandersetzung zwischen dem Jademann und Ai-Fu-Tschi zuspitzen würde.
Der Alte begann zu reden. »Du hast Unrecht getan, Jademann. Du bist es gewesen, der die alten Gesetze nicht beachtete, und deshalb hast du kein Recht mehr auf ein Leben!«
Ein krächzendes Gelächter drang aus dem lippenlosen Maul. »Ich kein Recht auf Leben mehr? Die anderen tragen die Schuld. Sie sind es gewesen, die uns in den Sumpf warfen, weil wir die Pest hatten. Aber ich habe zuvor zu den guten Geistern gebetet, sie erhörten mich, der Erhabene aus Jade schickte mir seinen mit Blut gefüllten Dolch, damit ich ihn an mich nahm, um die Pest zu heilen. Die Schergen aber waren schneller. Ich kam nicht mehr dazu, die Kräfte des Siebenten Himmels zu erwecken. Wir wurden gepackt und mitgenommen. Doch während man uns auf den Sumpf zuschleifte, da dachte ich an den Erhabenen aus Jade, der mir zwar den Dolch gegeben, uns sonst aber im Stich gelassen hatte. Und meine Demut ihm gegenüber kehrte um. Sie verwandelte sich in einen grenzenlosen Haß. Jetzt rief ich nicht mehr den Erhabenen aus Jade an, sondern die Geister der Finsternis. In den letzten Minuten meines Lebens beschwor ich sie und versprach ihnen den mit Blut gefüllten Dolch, wenn sie mich und die Menschen dafür retteten. In Gedanken erschienen mir die Gestalten der Schattenwelt und versicherten mir, daß ich nicht sterben, sondern nur ruhen würde, bis die Zeit des großen Donners anbrach und sich in der Erde die Geister gegen die Menschen erhoben, um die Unwürdigen zu verschlingen. Wenn dieses Ereignis eintritt, wann immer es auch war, sollte ich derjenige sein, der wieder freikommt. Ich und die anderen, die die Schergen des Kaisers in den Sumpf geworfen hatten. Dann würde auch ich mein Versprechen erfüllen und den Geistern der ewigen Finsternis den mit Blut gefüllten Dolch geben, damit sie die Macht über den Erhabenen aus Jade bekommen.«
Es waren Worte, die mir den Atem stocken ließen. Als ich auf meine Hand schaute, sah ich die Gänsehaut, die über den Rücken kroch. Mir wurde plötzlich bewußt, daß wir aus purem Zufall in eine Entscheidungsschlacht zwischen Gut und Böse geraten waren.
Es ging ausschließlich um diesen Dolch mit dem seltsam gedrehten Griff und der Klinge, die fast wie ein langgezogenes Oval wirkte, wobei sie unten sehr spitz zulief und innerhalb des Ovals mit dem Blut des Erhabenen aus Jade gefüllt war.

Natürlich hatte der Dämon in einer Sprache geredet, die ich nicht verstand, aber Suko hielt sich dicht neben mir auf und flüsterte mir die Übersetzung ins Ohr.

Er gab mir auch die Worte des weisen Ai-Fu-Tschi zu verstehen, der dem Jademann antwortete.

»Die Erde hat gebebt«, gab er zu. »Gewaltige Kräfte sind freigekommen, die Natur hat Tausende von Menschen verschlungen, und die Geister der Tiefe haben schwere Rache genommen. Aber dir, Jademann, soll deine Rache nicht gelingen, nicht solange ich noch vor dir stehe und atme. Die Perlen der geköpften Prinzessin Li haben mir geholfen, die Haut des weißen Hirsches gab mir Kraft, und ich fühle mich so stark, daß ich auch dir widerstehen kann. Du sollst zurückkehren in den Sumpf und diesmal auf alle Zeiten dort bleiben. Zusammen mit deinen Dienern, die sich an Menschen vergreifen, obwohl diese ihnen nichts getan haben. Das ist ein schweres Unrecht. Ebenso schwer wie das der Schergen des Kaisers. Glaube es mir, Jademann, du kannst nicht gewinnen – niemals…«

Bis jetzt hatten sich die guten Geister auf die Seite des weisen, alten Mannes gestellt, ich allerdings war skeptisch, ob dies so bleiben würde. Als ich einen raschen Blick nach links warf, da sah ich, daß die fünf Begleiter des Jademannes restlos zerstört waren. Sie hatten der Magie nicht widerstehen können.

Kein weiterer lebender Toter folgte mehr dem Trampelpfad in die Hügel hinein. Sie warteten ab, wie der Kampf ausgehen würde, ebenso wie wir nicht eingriffen.

Der Worte waren genug gewechselt – Taten würden folgen.

Das geschah auch!

Es war der Jademann, der seine mit stockigen Leichenflecken übersäten Arme hob und die rechte Hand um den Dolch legte. Diese Waffe faszinierte mich. Sie strahlte etwas Unheimliches aus. Ich hatte noch nie einen leicht grünlich schimmernden Dolch aus Jade mit Blut gefüllt gesehen. Daß es so etwas geben würde, daran hatte ich nicht einmal gedacht.

Ich vernahm, wie er den Namen des Alten aussprach. Die Worte Ai-Fu-Tschi konnte ich verstehen. Was er danach sagte, bekam ich nicht mit, und ich fragte Suko danach.

Mein Partner, ebenso fasziniert und gebannt wie ich, hob die Schultern. »John, ich kann es dir nicht sagen. Der redet in einer Sprache, die ich nie gehört habe.«

»Ein uralter Dialekt?«

»So ungefähr.«

Uns war diese Auseinandersetzung fremd. Sie wurde nicht mit Gewalt geführt, sondern mit Worten. Beide redeten heftig aufeinander ein, und doch merkten wir, daß sich ein unsichtbares Spannungsfeld

über unsere Köpfe gelegt hatte. Es war wirklich außergewöhnlich, und wenn ich mir den Alten so anschaute, dann glich er ebenfalls einer lebenden Leiche.

Der aus dem Sumpf gekommene Jademann hatte noch immer seine Hand um den Dolch gekrallt. Verbunden war er mit einer Schnur, die um dem Hals des Untoten hing. Woraus diese Schnur bestand, konnte ich nicht erkennen.

Dann drehte Ai-Fu-Tschi den Kopf. Er sprach jetzt zu uns, aber ich verstand ihn nicht, und mein Freund mußte übersetzen.

»Was sagt er?« fragte ich Suko und schaute den Inspektor dabei an.

Das war ein Fehler, wie wir später feststellen mußten.

Suko meinte zu mir: »Der Alte ist verzweifelt. Der Jademann will nicht aufgeben, sondern kämpfen. Seine Rache darf keinen Stillstand erfahren, deshalb wird er…« Plötzlich stockte Suko und schrie dann ein lautes »Verdammt!«

Zu spät.

Viel zu spät hatten wir mitbekommen, welchen Trick der Jademann noch auf Lager hatte. Wir waren abgelenkt worden, und er hatte seine Hand noch fester um den Dolchgriff geklammert und schließlich mit einem Ruck das Band von seinem Hals gelöst.

Das war sehr schnell geschehen. Suko, Ai-Fu-Tschi und ich kamen nicht dazu, irgend etwas zu unternehmen, denn der Jademann schleuderte seinen mit Blut gefüllten Dolch aus dem Handgelenk.

Und er traf.

Als wir den röchelnden Laut hörten, da wankte der alte Ai-Fu-Tschi bereits. Und wir sahen mit Schrecken, daß der Jademann sehr genau gezielt hatte.

Der Dolch steckte in Ai-Fu-Tschis Hals!

***

Es waren Sekunden der Erstarrung, des Schreckens, die auch an uns nicht vorbeigingen. Und diese Zeitspanne nutzte der Jademann geschickt aus. Er bewegte sich sehr schnell, riß den Dolch aus der Halswunde und verschwand mit gewaltigen Sprüngen aus unserer unmittelbaren Nähe.

Wir hörten das grelle Lachen, und dieses Geräusch brachte uns zurück in die Wirklichkeit.

Ai-Fu-Tschi lag auf dem Rücken. Seine Arme hatte er ausgebreitet, aus der Wunde am Hals quoll dunkles Blut, und es wurde mit jeder verstreichenden Sekunde mehr aus der Ader gepumpt.

Mit einem Satz erreichten wir ihn, gingen neben ihm in die Knie und schauten uns die Leiche an.

Weder Suko noch ich glaubten, daß der Alte überleben würde, aber er spielte dem Sensenmann noch einen letzten Streich. Obwohl der

Tod seine Schatten bereits über die verlöschenden Augen gelegt hatte, riß sich Ai-Fu-Tschi noch einmal zusammen und hob seinen Oberkörper an. Er wollte uns etwas sagen, öffnete den Mund, aus dem zwei dünne Blutfäden sickerten, und mit letzter Kraft stieß er einige abgehackte Worte hervor, die ich nicht verstand.

Suko jedoch hörte genau hin.

Und er nickte. Dann gab er eine Antwort, aber die konnte Ai-Fu-Tschi bereits nicht mehr hören. Er war tot. Die gebrochenen Augen des alten Mannes starrten in den grauen Himmel.

Langsam richtete sich mein Freund auf.

»Was hat er gesagt?« wollte ich wissen.

»Daß wir es allein nicht schaffen.«

»Wer sollte uns helfen?«

»Die kopflose Prinzessin Li!«

Meine Augen wurden groß. Eine Kopflose sollte uns hier zur Seite stehen und den unheimlichen Zauber vernichten? Das konnte ich einfach nicht glauben.

Ein paarmal mußte ich schlucken und hob auch die Schultern.

Mehr schaffte ich einfach nicht.

»Wir müssen ihn finden«, sagte Suko und wurde wie ich aufmerksam, als wir über uns die Rufe hörten.

Quen hatte geschrien. Auch für ihn und die anderen war eine Hoffnung zerbrochen. Sie hatten fest mit dem Alten gerechnet, nun mußten sie feststellen, daß die Gegenseite doch stärker geworden war.

Wir ließen ihn herankommen. Ich deutete auf die Leiche. Quen blieb stehen, er wurde blaß.

»Dann ist unsere letzte Chance vertan«, sagte er.

»Noch leben wir.«

»Trotzdem.« Er schüttelte den Kopf. »Wie mir die Leute sagten, kannte nur Ai-Fu-Tschi die alten magischen Regeln. Ich habe sie nicht gelernt und kann deshalb nichts ausrichten. Ihnen wird es ähnlich ergehen.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, erwiderte Suko. Er bückte sich und nahm das kleine Stück Leder zwischen den Fingern des Toten weg.

»Wieso?«

»Erklären kann ich es schlecht«, sagte der Inspektor. »Wir sollten abwarten, Quen.«

»Und was sage ich den Menschen?«

»Daß der Kampf bis jetzt unentschieden steht.«

Zweifel traten in Quens Blick. Dann fragte er: »Kann ich Ihnen nicht helfen?«

»Nein. Wir haben von Ai-Fu-Tschi die nötigen Informationen bekommen, die uns vielleicht einen Sieg bringen.«

»Ich gönne ihn uns, wirklich!« Quen nickte uns zu, drehte sich und

ging den Weg wieder zurück.
»Wo steckt der Jademann?« Suko hatte die Frage gestellt und den Nagel damit auf den Kopf getroffen. Nur er war wichtig, alles andere zweitrangig.
Unser Gegner konnte wieder zurück zu den anderen gelaufen sein. Das wäre die normalste Möglichkeit gewesen, denn dort hatte er die besten Chancen zu entkommen.
Er war auch zurückgelaufen, jedoch nicht bis in das Dorf. Zwischen uns und den zusammengebrochenen Häusern war er stehengeblieben, hatte seinen Körper gereckt und die Arme in die Höhe gestreckt. Aus seinem Mund drangen dabei kehlige Laute, die an Vogelgezwitscher erinnerten. Weder Suko noch ich konnten etwas verstehen, was sich jedoch änderte, denn plötzlich schrie er Worte.
Und die verstand Suko.
Flüsternd übersetzte er sie mir sinngemäß. »Er ruft die Geister der Finsternis an, denn er will die Seelen seiner Toten aus dem Jenseits holen.«
Ich begriff nicht sofort. »Welche Seelen?«
»Die der Diener. Das sind doch seelenlose Geschöpfe…«
»Schon klar.«
Wir hätten ihn natürlich angreifen können, aber er hatte für Rückendeckung gesorgt, denn einige der Moorleichen umstanden ihn und schauten zum Hügel hoch.
Der Jademann umklammerte seinen geheimnisvollen Dolch. Wir sahen das Blut in seinem Innern schimmern, ein großer Tropfen schien in der Luft zu stehen, und dann sahen wir mit eigenen Augen den Erfolg dieser unheimlichen Beschwörung…

***

Weit hinten, wo der gefährliche Sumpf sich ausbreitete, begann es.
Dort lagen zwar noch immer die stinkenden Pestdämpfe über der braunen Masse, aber sie wurden plötzlich verdrängt.
Andere Schleier erhoben sich aus dem Pestmoor, die sich auch in der Farbe unterschieden.
Sie waren dunkel, fast schwarz!
Und wieder erinnerten sie mich an große Tücher, aber ich wußte genau, daß es keine Tücher waren, sondern die Geister der lebenden Moorleichen.
Sie blieben auch nicht ruhig, und der Wind trug ihr Heulen zu uns heran.
Ich bekam eine Gänsehaut, als ich die Laute vernahm. Wie das Wehklagen vergehender Ghouls hörte es sich an. Die schwarzen Schleier trieben näher und näher. Sie wehten heran, als würden sie von unsichtbaren Händen gedrückt, und sie vereinigten sich über dem

Dorf zu einem rasenden, tanzenden Wirbel.

Der Himmel hatte sich verdüstert. Es herrschte plötzlich ein seltsames Zwielicht. Immer mehr Geister stiegen aus dem Sumpf, trafen mit den anderen zu einem tanzenden Kreisel und schleuderten uns eine wahre Orgie aus Heulen, Pfeifen und Brausen entgegen.

Die Jenseitswelt hatte ihre Pforten geöffnet und schickte ihre Boten.

Hochaufgerichtet stand der Jademann. Seine Arme hielt er geöffnet, als wollte er die Geister umfangen.

Er lockte sie.

Auch seine Diener waren unruhig geworden. Sie kreisten ihn nicht mehr ein. Als hätten sie für uns unhörbare Befehle bekommen, so setzten sie sich plötzlich in Bewegung und liefen auf das Dorf zu, um zu ihren Seelen zu gelangen.

Der Jademann stand allein.

War das unsere Chance?

Als ich Suko anschaute, da erkannte ich an seinem Gesichtsausdruck, daß er ähnlich dachte wie ich. Wir durften nicht mehr zögern und mußten den Jademann angreifen.

Ich nickte meinem Partner zu. »Los, Alter, den packen wir uns!«

Danach hielt uns nichts mehr.

Ohne uns zuvor abgesprochen zu haben, wußte jeder genau, was er zu tun hatte. Wir nahmen unseren Gegner in die Zange. Suko kam von rechts, ich hatte den linken Weg eingeschlagen. Auf unserem Weg nach unten ließen wir nie die Geister der Moorleichen aus den Augen. Sie wirbelten noch immer über dem Dorf und dachten nicht daran, uns zu attackieren.

Der Jademann schrie seine Beschwörung. Die mit Blut gefüllte Dolchklinge stach aus seiner Hand. Deutlich war sie zu sehen, da er die Arme sehr hoch erhoben hatten, und mich durchzuckte eine fantastische, wenn auch irre Idee.

Ich blieb plötzlich stehen.

Die Beretta schien mir von selbst in die Hand zu fliegen. Dabei hatte ich Mühe, meinen Atem und auch meine Nerven unter Kontrolle zu bekommen, denn vor mir lag eine so wichtige Aufgabe, daß ich auf keinen Fall zittern durfte!

Ich streckte den rechten Arm aus. In der Hand hielt ich die Beretta. Gefüllt war sie mit geweihten Silberkugeln.

Wie groß die Entfernung zwischen dem Jademann und mir war, konnte ich nur schätzen.

20 Yards vielleicht?

Ich stand in einer schrägen Linie zu ihm. Als ich kurz den Blick wechselte, entdeckte ich Suko, der sich geduckt hatte und auf mich schaute. Er hatte ebenfalls begriffen, was ich wollte, denn er nickte mir zu.

Ein Schuß mußte reichen!
Das Heulen über der zerstörten Stadt hatte noch mehr zugenommen. Ein grauenvolles Geräusch, ein hohles Pfeifen, Jaulen und Kreischen. Die Seelen der Moorleichen befanden sich in einem orgiastischen, wilden Zustand. Sie würden irgendwann ihre Kraft erreicht haben, um uns ebenfalls zu vernichten.
Ihre Vorboten trafen mich bereits.
Es war ein Windstoß, der fallartig von oben her kam, meinen Körper durchschüttelte und mir die Haare zerrupfte. Ich schwankte sogar etwas und konnte diesen heftigen Stoß nur mühevoll ausgleichen. Meine Augen wollten anfangen zu tränen, nur das nicht, denn dann würde ich sicherlich danebenschießen.
Das Heulen wurde zum Inferno.
Jetzt griffen die Geister an.
Noch mehr verdunkelte sich der Himmel, aber die Gestalt des Jademannes hob sich wie ein Schattenriß davor ab.
»Johnnnn!«
Das war Sukos Stimme. Er sah die Gefahr besser als ich, da ich mich auf einen Punkt nur konzentrierte.
Kein Zögern mehr, ich schoß!

***

Nicht nur einmal, sondern zweimal drückte ich ab. Die Feuerblumen vor der Mündung gingen ineinander über. Ich drückte mir selbst die Daumen, daß es klappte, betete, zitterte und vernahm plötzlich einen gellenden Schrei. Gleichzeitig platzte die aus den Fäusten ragende Klinge des mit Blut gefüllten Jadedolchs auseinander, und über den Jademann ergoß sich ein roter Regen.
»Hervorragend!« brüllte Suko, schnellte aus seiner geduckten Haltung hoch und jagte entgegen den Kräften des heulenden Geistersturms auf den Jademann zu.
Er wollte ihm den Rest geben.
Meine Sichtperspektive war nicht besonders, deshalb konnte ich nicht erkennen, wie es meinem Partner erging.
Suko hatte sich den Weg schon zuvor ausgesucht. Er nahm die kürzeste Strecke, lief im Zickzack und bekam mit, wie der Jademann seine Arme langsam sinken ließ.
Er bot ein grauenhaftes Bild!
Das Blut aus dem Dolch hatte sich über seinen Kopf ergossen, war dort natürlich nicht zur Ruhe gekommen, sondern hatte sich verteilt.
In langen Streifen rann es über sein Gesicht, zog Muster über den stockigen Körper, und der Lebenssaft des Erhabenen aus Jade kehrte seine Kräfte nun um.
Sie wandten sich gegen den Diener, der in den letzten Sekunden

seines eigentlichen Todes noch die Mächte der Finsternis angerufen hatte.

Das Blut zerstörte!

Er riß Furchen in den Körper, grub die Haut des lebenden Untoten auf, als hätte jemand ein unsichtbares Messer genommen und tiefe Rinnen hineingeschnitzt.

Der Jademann wurde zerstört.

Suko blieb stehen.

Gebannt schaute er zu und blickte nur kurz zur Seite, als er mich anlaufen sah.

Ich stoppte ebenfalls. Mein Atem ging keuchend. Um uns herum befand sich plötzlich eine Hölle aus jaulenden, tobenden und kreischenden Geistern. Sie hatten den Wind mitgebracht, der an unserer Kleidung zerrte, sie aufblähte, flattern ließ und wir uns breitbeinig hinstellen mußten, um nicht umgerissen zu werden.

Der Jademann brach in die Knie.

Wo das Blut seine Spuren und Furchen hinterlassen hatte, da splitterte der Körper auseinander. Stücke fielen aus dem Gesicht, wir sahen die Skelettknochen und hörten gleichzeitig ein anderes Geräusch, das sogar noch den orkanartigen Wirbel über unseren Köpfen durchbrach.

Synchron hoben wir die Köpfe.

»Die Prinzessin!« rief Suko.

Ja, das war sie. Oder vielmehr ihr Geist. Er mußte aus den Tiefen der Dimensionen freigekommen sein, und wir sahen eine hell schimmernde Frauengestalt auf einem weißen Hirsch sitzen. Die Frau schwang ein grünlich schimmerndes Schwert aus Jade. Mit der linken Hand hielt sie einen Zügel umklammert, während sie die rechte mit dem Schwert in einem weiten Bogen führte.

Nur etwas unterschied sie von den anderen Frauen oder Personen.

Die Prinzessin Li besaß keinen Kopf mehr!

Wo er sich befand, wußten wir nicht, es spielte auch keine Rolle, denn das kopflose Geistwesen auf dem strahlend weißen Hirsch fuhr wie ein rächendes Gewitter in die tanzenden Geister der Moorleichen hinein.

Und sie räumte auf.

Wie eine Künstlerin schwang sie ihre Waffe, und die Klinge traf zielsicher die über der Stadt wirbelnde Geisterschar. Sie stach und jagte hinein, wir hörten entsetzte, irgendwie fern klingende Schreie, Blitze zuckten durch die rotierenden Kreise der tanzenden, schwarzen Geister, und die Klinge hieb diese nicht faßbaren Gestalten in regelrechte Fetzen, die verwehten und noch einmal jammernde Schreie ausstießen.

Uns aber schien die Prinzessin nicht zu sehen. Als das kopflose

Geistwesen seine Aufgabe erledigt hatte, vernahmen wir dicht über uns ein gewaltiges Brausen, dann wischte etwas herbei und riß Suko das Stück Haut aus den Fingern.

Als sich mein Freund von dem heftigen Schreck erholt hatte und den Kopf drehte, jagte die Prinzessin auf ihrem weißen Hirsch bereits den Wolken zu.

Als letzten Eindruck von ihr nahmen wir eine golden glänzende Spur wahr, als würden zahlreiche Perlen ihre Körperformen nachzeichnen. Dann hatte die Unendlichkeit sie erfaßt und verschlungen.

Ihr Auftauchen und ihr Verschwinden blieben Suko und mir ein Rätsel.

Wir wandten uns dem Jademann zu.

Zu einem Skelett mit morschen Knochen war er geworden. Die einzelnen Stücke zerfielen, als wir dagegen traten.

Und seine Diener?

Es gab sie nicht mehr. Die Prinzessin Li hatte ihre Geister zerstört und damit auch den seelenlosen Körpern die Existenz geraubt.

Die Menschen konnten aufatmen.

Das taten sie auch.

Ein Jubelsturm umgab uns plötzlich. Die gesamte Einwohnerschar, Quen an der Spitze, lief auf uns zu.

Mein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, als ich zu Suko sagte:

»Das wär's dann wohl.«

»Und wie«, erwiderte mein Partner…

***

Man würde das Dorf wieder aufbauen und die Seidenraupen-Kulturen neu züchten. Das alles wurde in den nächsten Stunden besprochen. Quen versprach, sich bei der Zentrale der Partei dafür einzusetzen, daß den Menschen die nötige Hilfe gewährt wurde.

Um uns kümmerte er sich nicht.

Wir standen inmitten des zerstörten Dorfes und prüften den Boden. Er war hart und fest wie eh und je. Auch an den Stellen, wo die Häuser zusammengebrochen waren, hatte der Untergrund wieder seine normale Beschaffenheit angenommen.

Irgendwann erkundigte ich mich bei Quen, ob es nicht Zeit wäre, an unsere Rückkehr zu denken. Schließlich wurden wir in London erwartet, und wir hatten beide keine Lust, hier noch einen längeren unfreiwilligen Urlaub zu verbringen.

»Wir müssen nach Shanghai«, sagte er. »Dort gibt es einen Flugplatz.«

»Zu Fuß?«

»Ich habe schon einen Boten losgeschickt«, erwiderte er lächelnd und bedankte sich noch einmal bei uns.

»Wofür?« fragte ich. »Sie hätten es auch ohne uns geschafft.«

»Dessen bin ich mir nicht sicher. Schließlich waren Sie das auslösende Moment.«

»Und Sie müssen sich für ein Kidnapping verantworten, Quen.«

Da lächelte er nur und sagte: »England ist weit, Gentlemen…«

Womit er verdammt recht hatte. Auch uns stand noch eine weite Reise bevor, die wir wenige Stunden später antraten, als eine Abordnung aus Shanghai eintraf.

In einem alten Militärwagen wurden wir zum Flughafen geschafft. Dort verabschiedete sich Quen von uns.

»Wer weiß«, sagte er, »vielleicht sehen wir uns noch mal wieder.«

»Aber nur in einem China-Restaurant«, erwiderte ich, drehte mich um und ging.

Suko folgte mir.

Beide hörten wir nicht, wie der Agent murmelte: »Die Wege des Großen Erhabenen aus Jade sind unergründlich und ebenso verworren wie die Fäden des Schicksals. Daran solltet ihr immer denken…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 240 »Vampir-Kosmetik«
[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 019 »Ewige Schreie«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 165 »Die Bestien aus dem Geistersumpf«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 226 »Tokatas Erbe«